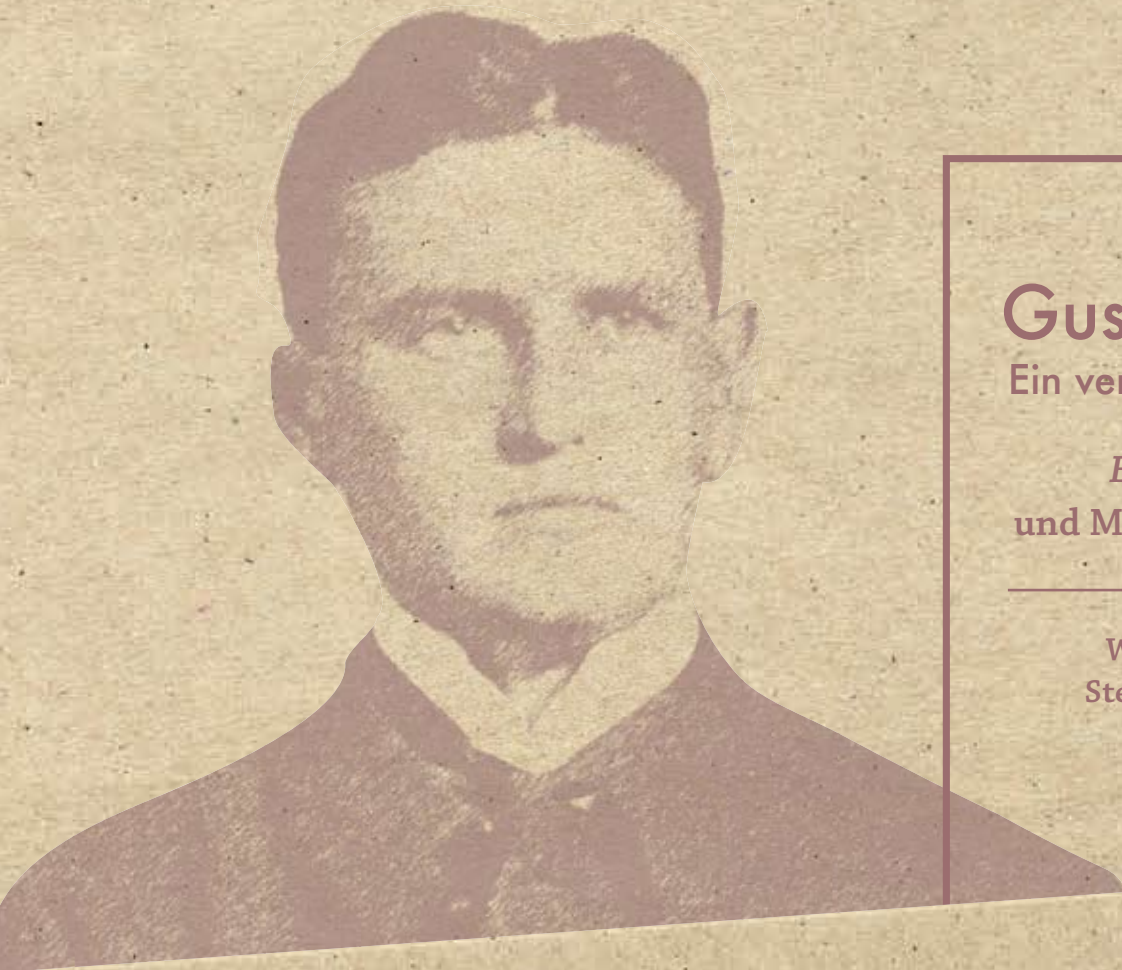


Leseprobe



Gustav Sack –
Ein verbummelter Student

Enfant terrible
und Mythos der Moderne

Walter Gödden
Steffen Stadthaus

AISTHESIS

Handwritten text in cursive script, likely a letter or note, partially visible at the bottom left of the page.

Walter Gödden | Steffen Stadthaus

Gustav Sack – Ein verbummelter Student

Enfant terrible und Mythos der Moderne

mit Gastbeiträgen von Thomas Krüger, Arnold Maxwill,
Enno Stahl und Ulrich van Loyen

Eine Veröffentlichung der LWL-Literaturkommission für Westfalen

Bielefeld: Aisthesis-Verlag 2010

Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung
im Museum für Westfälische Literatur Haus Nottbeck
27.08.2010–09.01.2011

Gustav Sack – Ein verbummelter Student

Die Deutsche Bibliothek – Cip-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Aisthesis-Verlag, Bielefeld 2010
Postfach 100427, D. 33504 Bielefeld

Die Drucklegung wurde gefördert von:

- Nyland-Stiftung, Köln
- LVR – Landschaftsverband Rheinland
- ALG – Arbeitsgemeinschaft Literarischer
Gesellschaften, Berlin
- Volksbank Schöppingen

Satz und Gestaltung: Svenja Limke
Gesamtherstellung: Druckhaus Cramer, Greven
Gedruckt auf Munken Print White 15
Gesetzt aus Chaparral in 10,3 pt

Alle Rechte vorbehalten
ISBN: 978-3-89528-816-6
www.aisthesis.de

Veröffentlichungen der
LWL-Literaturkommission für Westfalen
Bd. 45



ALG



Inhalt

I Vorwort

- 8 **Warum Gustav Sack?**
Walter Gödden/Steffen Stadthaus

II Biographie

- 12 **Gustav Sack – Enfant terrible und Mythos der Moderne.**
Eine biographische Skizze
Steffen Stadthaus
- 38 **Tagebücher und Briefwechsel**
Gustav Sack und Paula Harbeck 1910–1916
- 54 **Gustav Sack im zeitgenössischen Kontext**
Eine Illustration
Christina Grams

III Zur Wirkungsgeschichte

- 58 **Den einen zu konservativ, den anderen zu modern –**
Arbeit am Mythos Gustav Sack
Walter Gödden
- 96 **Der Roman und der Holzkoffer**
Paula Sack
- 98 **»Allmählich aus der Sackgasse heraus.«**
Fragen an den Schermbecker Autor
Helmut Scheffler

IV Auszüge aus Werken Gustav Sacks

- 106 **Romane**
Ein verbummelter Student
Ein Namenloser
Paralyse
- 120 **Essays und Kritiken**
Der Zynismus unserer Jüngsten
Kitsch
- 126 **Novellen und Kriegstagebuch**
Der Rubin
Die Dirne
Das Duell
Im Heu
Hinter der Front
- 138 **Drama**
Der Refraktär
- 140 **Lyrik**
Eine Auswahl

V Gustav Sack revisited – Essays

- 150 **»Die große Sehnsucht«**
Anmerkungen zum Roman
Ein verbummelter Student
Walter Gödden
- 164 **Acht Tage mit Gustav Sack**
Enno Stahl

- 168 **»Ich will mich in objektive Tintenstriche verwandeln.«**
Gustav Sacks Roman *Ein Namenloser*
Walter Gödden
- 190 **Des Pudels Kern.**
Hirnerweichung und Erkenntnis in Gustav Sacks
Romanfragment *Paralyse*
Ulrich van Loyen
- 200 **Schreibweisen der Moderne.**
Gustav Sack und die frühexpressionistische
Reflexionsprosa
Arnold Maxwill
- 206 **»Ich [...] halte euch, dem alten Europa ein so brennendes Bild seiner Schande vor ...«**
Gustav Sacks Drama *Der Refraktär*
Steffen Stadthaus
- 214 **»Oh! oh! [...] du arme, arme Erde!«**
Der Krieg als mentalitätsgeschichtliche Zäsur
in den Novellen Gustav Sacks
Steffen Stadthaus
- 224 **Beim Lesen von Gedichten Gustav Sacks**
Thomas Krüger

VI Anmerkungen

- 230 **Fußnotenverzeichnis/Bildnachweise**

Walter Gödden/Steffen Stadthaus

Warum Gustav Sack?

Der Autor Gustav Sack ist fast ganz aus dem Blickfeld der Literaturwelt und Forschung verschwunden. Schenkt man dem Eintrag im *Westfälischen Autorenlexikon* Glauben, ist in den letzten Jahren gar nicht über ihn gearbeitet worden.

Sack hat, scheint's, keine Lobby. Den einen ist er zu modern, den anderen zu konservativ. Ein Autor, der alle Merkmale auf sich vereinigt, kein Massenautor früherer oder heutiger Tage zu sein oder zu werden. Karl Eibl äußerte 1971: „Sack macht es dem, der ihn klassifizieren will, schwer, zu schwer. Die Klischees passen nicht, und da Literaturgeschichten bei der Einordnung der *poetae minores* auf Klischees angewiesen sind, ist der ‚packende Torso‘ Sack dort oft kaum wiederzuerkennen.“

Was freilich kein Anlass zur Resignation sein kann und darf. Betrachtet man das sinuskurvige Auf und Ab der Wirkungsgeschichte Sacks, ist es längst Zeit für eine Wiederentdeckung oder doch zumindest: für neuerliche Hinweise auf diesen so eminent spannenden Avantgarde-Autor.

Dem chronischen Misserfolg zu Lebzeiten folgte bald nach Gustav Sacks Tod (1916) eine erste Erfolgswelle. Sein Roman *Ein verbummelter Student* (1917) wurde ein Erfolgsbuch mit einer Auflage von 20.000 Exemplaren in nur zwei Jahren. Ähnlich große Resonanz hatte zwei Jahre später der Nachfolger *Ein Namenloser* (1919) sowie die erste Gesamtausgabe im Jahr darauf. Auch diese löste eine Flut positiver Rezensionen aus.

Doch schon wenige Jahre später war Gustav Sack vergessen. Albert Soergel wurde 1925 bescheinigt, er habe Sack für die Literaturgeschichte wiederentdeckt und rehabilitiert. In seinem Standardwerk *Dichtung und Dichter der Zeit. Im Banne des Expressionismus* hatte er Sack ein ganzes Kapitel eingeräumt. Es bedurfte, scheint's, solcher Autoritäten, um die Erfolgs-Rotation wieder in Gang zu bringen. Später sind es Namen wie Thomas Mann und Theodor W. Adorno, die in der Wirkungsgeschichte oft und gern zitiert werden – typische Fälle produktiven Namedroppings, das aber mithilfe, Gustav Sack nicht ganz der Vergessenheit anheim fallen zu lassen.

Um 1960 und 1970 erwachte ein neuerliches Interesse an Sack. Es hing zusammen mit einer Wiederentdeckung des Expressionismus und mit neuen Fragestellungen, die Eingang fanden in die germanistische Diskussion. Sehr zum Vorteil Sacks, denn erst jetzt wurde die Singularität, Modernität und das Avantgardistische dieses Autors erkannt, dessen Sprach-

skepsis in Vielem schon das Werk Musils, Döblins, Jahnns, Brochs und anderer ‚Neutöner‘ vorwegnahm. Einen Durchbruch in der Sack-Rezeption brachten die neuen Erkenntnisse jedoch nur sehr bedingt. Sofern Sack überhaupt intensiver diskutiert wurde, war dies nie von langer Dauer und hoher Intensität. Das Interesse entzündete sich vorrangig an Sacks Person, die in Beziehung zum Werk gesehen wurde. Diese Gleichsetzung von Leben und Werk verstellte jedoch die Sicht auf den Autor. Er wurde trivialisiert, sein Innovationspotential verkannt. Sack erlangte eher den Status eines ‚Geheimtipps‘.

Zusammengefasst: Die Zahl der Fürsprecher Gustav Sacks ist klein, aber sie ist prominent. Einige Stichpunkte aus den Plädoyers für den Autor: Seine Werke zählten zu den „wichtigsten und bedeutendsten Dokumenten“ seiner Zeit, er selbst sei eine der „eigenständigsten Begabungen“ des Expressionismus. Seine Prosa sei „seit Jean Paul und Nietzsche die denkbar beste“ und „seit Georg Büchner (sei) nichts an innerer Sprengkraft Vergleichbares in der deutschen Literatur auf(ge)flog(en)“; es sei legitim, ihn in die Ahnenfolge der „mächtigen Skurrilen von Raabe zu Kafka und Robert Walser“ einzureihen; als Pionier „modernen Erzählens“ sei er in die Nähe von Robert Musil, Franz Kafka und Hermann Broch zu rücken; es sei ihm vergönnt, in einem Atemzug mit Georg Heym, Georg Trakl, Theodor Däubler, Arno Holz, Else Lasker-Schüler und Karl Kraus genannt zu werden; als „glaubenslosen Metaphysiker“ wurde er mit Gottfried Benn, Dostojewski und Nietzsche verglichen; Adorno stellte ihn wegen seines Erzählstandpunktes an die Seite von Proust; Thomas Mann bezeichnete sein Romanfragment *Paralyse* als „packender, als so manches Vollendete“. Analogien wurden bis in die unmittelbare Gegenwart gezogen. Sein Lebensgefühl, sein zynischer Umgang mit dem Wort und seine antibürgerliche Haltung ließen eine Verwandtschaft mit Poeten der amerikanischen Beat Generation wie Allen Ginsberg oder mit Rolf Dieter Brinkmann erkennen. Im regionalen Kontext schließlich wurde sein Roman *Ein verbummelter Student* neben Adolf Hatzfelds *Franziskus* als ‚der‘ westfälische Roman des 20. Jahrhunderts bezeichnet.

Und nun also 2010 eine neuerliche Revision. Sie fördert zutage: Die editorische Situation ist im Falle Gustav Sacks ein einziges Dilemma. Die letzte relevante Werkausgabe ist fast fünfzig Jahre alt; in ihr fehlen wichtigste Werke und die abgedruckten widersprechen in ihrer Textgestalt eklatant dem Autorwillen. Ähnlich unerfreulich die Rezeptionsgeschichte. Das Trugbild des Biographismus verstellte einen adäquaten

Blick auf den Autor und trivialisierte ihn. Es finden sich in Serie Stilisierungen und Heroisierungen, die Sacks Bild verklären und unrühmliche Schatten werfen.

Literaturgeschichtlich dasselbe nebulöse Bild: Einer schrieb vom andern ab und reduzierte das Gesamtbild auf einige wenige stereotype Schablonen, die nicht dazu angetan waren, neues Interesse am Sackschen Oeuvre wachzurufen. Das alles hat mit dazu beigetragen, dass Sack in den Diskussionen über den literarischen Expressionismus wie ein Mitläufer behandelt wird, nicht jedoch als Pionier, der in Vielem seiner Zeit voraus war.

Die Liste der Versäumnisse ist lang und ließe sich weiter verlängern. Zu bedauern ist auch das Fehlen einer Dauerausstellung über Leben und Werk des Autors (etwa in seinem Geburtsort Schermbeck). Ebenso wünschenswert ist eine Internet-Präsenz über den Autor. Sie könnte die Funktion eines Bindeglieds wahrnehmen und als virtuelles Archiv sowie als Diskussionsforum fungieren.

Die Vorarbeit für all diese Herausforderungen ist geleistet. Diesem Katalog ist eine akribische Recherche vorausgegangen. Eine solche war notwendig, denn auch in archivalischen Zusammenhängen galt Gustav Sack als vermeintlich unbequemer Autor. Sein Nachlass stand in dem Ruch, ein Torso zu sein, unbenutzbar, ein Archivgrab. Dies stellte sich als Legende heraus. Tatkräftig durch die Mitarbeiter des Deutschen Literaturarchiv in Marbach unterstützt – besonderer Dank gilt Thomas Kemme, Hildegard Dieke und Mathias Michaelis – haben wir den Nachlass mehrere Wochen lang in Augenschein genommen und hochspannende Dokumente zutage gefördert. Viele von ihnen haben wir in den vorliegenden Katalog aufgenommen. Sie erzählen das Leben eines Autors, der nur 31 Jahre alt wurde, nie einen bürgerlichen Beruf ausübte, wiederholt vom ungeliebten Militärdienst desertierte und dann doch – als Soldat im Ersten Weltkrieg – in Rumänien, in der Nähe von Bukarest, fiel.

Das Wichtigste zum Schluss: Gustav Sacks Texte sind lesbar geblieben. Sie sind nicht verstaubt, sondern bieten vielfältige Ansatzpunkte für eine produktive Neurezeption – literatur- und kulturgeschichtlich, historisch, aber auch literarisch, künstlerisch und filmisch. Gustav Sack ist ein Phänomen, eine Herausforderung.

Die Herausgeber dieses Katalogs sind vielen Personen und Institutionen zu Dank verpflichtet:

- der Gestalterin des Katalogs und der begleitenden Gustav-Sack-Ausstellung im Museum für Westfälische Literatur, Svenja Limke.
- den Mitautoren Enno Stahl, Thomas Krüger, Ulrich van Loyen, Christina Grams und Arnold Maxwill
- dem Team der LWL-Literaturkommission (Caroline Koegler, Natalie Sagner, Jochen Grywatsch, Stefanie Bretz, Christina Grams und Arnold Maxwill)
- dem Deutschen Literaturarchiv Marbach als Besitzerin des Gustav-Sack-Nachlasses, das als Leihgeberin zahlreiche Autographen zur Verfügung stellte
- dem Museum für Westfälische Literatur für eine engagierte Begleitung des Projekts und ebensolche Pressearbeit
- sowie den finanziellen Förderern: ALG – Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gesellschaften, Berlin; LVR – Landschaftsverband Rheinland; Nyland-Stiftung, Köln; LWL – Landschaftsverband Westfalen-Lippe; Volksbank Schermbeck; Gemeinde Schermbeck und Heimatmuseum Schermbeck



Steffen Stadthaus

Gustav Sack – Enfant terrible und Mythos der Moderne.

Eine biographische Skizze

Poetische Träumereien in der Provinz. Gustav Sacks Kindheit und Jugend in Schermbeck

Am 28.10.1885 wird Gustav Sack als Sohn von Ernst Sack und dessen Frau Johanna in Schermbeck geboren. Beide stammten aus Ostpreußen und arbeiteten als Lehrer an der hiesigen evangelischen Volksschule. Er wächst zusammen mit seinem jüngeren Bruder Ernst und einer Schwester, die früh verstarb, in der Mittelstraße auf. Seine Kindheit in Schermbeck rekapituliert Gustav Sack in seinem ersten Roman *Ein verbummelter Student*. Eine Rückblende, die biografisch inspiriert ist. Das Bild eines „schwachen morbiden Kindes“, eines kränklichen Genius wird aufgerufen, der am „Wegesrand liegend“ seine Kindheit verträumte. Schon früh habe er seinen Gottesglauben verloren, weil seine innigen Gebete für ein krankes Kaninchen, für einen absterbenden Baum unerfüllt geblieben seien. Als seine kleine Schwester erkrankte, hätten die Gebete, „so dringlich und unzählig herausgeschrien, bis der mitleidige Schlaf ihn in die Arme nahm“, wiederum nichts bewirkt. Die kleine Schwester starb „so still und schön wie ihr kurzes Leben“ und dem „kleinen umherstapfenden Jungen erschien [von da an] die ganze Welt schwarz“ und gottlos. Gegen die spirituelle Leere, die Gottlosigkeit, habe er sich in der Jugendzeit durch die Flucht in die Literatur, zu Byron, Shelley und Schopenhauer gewappnet.

Dass Sack in seinem Roman andere, dem Selbstbild möglicherweise widerstreitende Charakterzüge ausklammert, belegen Reminiszenzen eines Schermbecker Kindheitsfreundes, Wilhelm Cappell, der das zügellose Temperament Sacks herausstreicht und sich gewagter Mutproben, einer ausufernden Fantasie und einer schon ausgeprägten virtuellen Fabulierkunst erinnert. Sein Vater weckte bei Gustav schon sehr früh eine andere Leidenschaft. Auf langen gemeinsamen Wanderungen durch niederrheinische Heide- und Moorlandschaften vermittelte ihm der naturkundlich interessierte Lehrer ein inniges Naturgefühl und botanisches, zoologisches Wissen. Vogel- und Tierarten, Fauna und Flora zu bestimmen, brachte er ihm bei, überließ es dem schwärmerischen Kind aber auch, im „animalischen Wohlgefühl der Versunkenheit

in Wasser, Pflanzen und Sonne“ zu schwelgen. Der nüchtern sachliche Blick des Naturkundlers und die schwelgerisch-esoterische Ader des Mystikers, die in Sacks späteren literarischen Werken miteinander rangen, haben hier ihren Ursprung.

Betrachtet man die Rezeptionsgeschichte von Gustav Sacks, fällt die Verklärung der rheinisch-westfälischen Landschaft um Schermbeck auf. Gestützt auf die spätere naturromantische Beschreibungsprosa des Dichters, wurde Schermbeck als ein vormodernes Idyll stilisiert, in dem Sack fernab von den Einflüssen der industriellen Revolution aufwuchs. Diese Perspektive ist korrekturbedürftig, denn die Entwicklung im nahen Ruhrgebiet ging an Schermbeck nicht spurlos vorbei. Dem Jugendlichen Gustav Sack konnten die sozialstrukturellen Veränderungen und die Bedrohung der noch unberührten Natur nicht entgangen sein. Bauernknechte entflohen den traditionellen und bedrückenden Abhängigkeitsverhältnissen in der Landwirtschaft und fanden Arbeit in den nahe gelegenen Bergwerken in Oberhausen. Die Dorfkultur kam dadurch in Berührung mit der städtischen Industriekultur. Ferner war um die Jahrhundertwende nicht abzusehen, ob die Montanindustrialisierung nicht auch Schermbeck erfassen würde. In der Nachbarstadt Dorsten wurden 1906 die ersten Kohlebohrungen erfolgreich unternommen und mit dem Bau der Zeche Fürst Leopold begonnen. Die Erfahrung dieser geografischen und sozialstrukturellen Schwellensituation prägte Sacks spätere, spezifische Perspektive auf die Moderne. Auf der einen Seite setzte er sich schon 1909 kritisch mit der Umweltzerstörung durch die Industrialisierung auseinander, auf der anderen Seite verabscheute er jede Form von Neoromantik, die ihr Heil in überkommenen Traditionen suchte.

Die Poesie entdeckte Sack im Gymnasiastenalter. Schon die ersten erhaltenen Notizbücher von 1901/2 verraten ehrgeizige dichterische Ambitionen. Mit der Losung „Salve sis Phantasia“ beschriftete er seine Heftdeckel, ergänzte aber – ein bisschen bescheidener – „Versuche eines Minderjährigen“. Seiner Lobpreisung des Fantastischen wurde Sack in seinem ersten Trauerspiel *Temer* aber durchaus gerecht, indem er einen imposanten Figurenreigen erschuf. Zwei Könige, deren Söhne und Töchter, ein Geist und verfeindete Kampftruppen treten in Erscheinung und verstricken sich in einen Kampf um Leben und Tod. Dem niederträchtigen menschlichen Spektakel bereitet der Beelzebub – „Menschen, ihr seid alle Stümper“ – ein blutig-grausames Ende. Im *Meisterschuß*, dem zweiten Jugenddrama, in welches er Schermbecker Schützen-

fest-Traditionen einflocht, geht es ähnlich mörderisch zu. In schaurigen Gewitternächten mit „furchtbarem Donnerschlag und langanhaltenden Blitzen“ durchleben Helden und Heldinnen das Auf und Ab der menschlichen Leidenschaften.

Allem pubertär-romantischen Kitsch zum Trotz demonstrieren die Dramenversuche, die Shakespeare, Schiller und Byron zum Vorbild haben, Sacks enorme Einbildungskraft, seinen Einfallsreichtum und literarischen Eifer. Diese Begabungen verraten auch seine Jugend-Gedichte, die er 1902 in Schönschrift in einem ersten Zyklus zusammenfasste. Neben mythisch inspirierten Poemen wie *Elfenreigen*, *Harald* und *Weltuntergang* gibt es auch Gedichte, in denen Sacks erste amouröse Abenteuer ihren poetischen Niederschlag fanden:

Mir träumte, ich schwebte in weiter Welt,
und um mich kreisten die Sterne,
ich sah die Sonne, die Erde, den Mond.
Da träumte mir, leise ich sprach:
Dort glühet die Sonne, feurig und wild.
Da sah ich mein Liebchen zur Sonne schweben
und sehnd nach ihr die Hände strecken.
Da sprach ich, laut und eindringlich fest:
Mein Liebchen, flieg nicht zur Sonne.

Die kreativen Talente des jungen Dichters wurden bald durch intellektuelle Neigungen ergänzt. In einer Leseliste findet man Heinrich Heines *Florentinische Nächte*, Kants *Kritik der reinen Vernunft*, Büchners *Dantons Tod*, Schopenhauers *Aphorismen zur Lebensweisheit* und Nietzsche, Zeugnisse einer anspruchsvollen Lektüre, die über den gymnasialen Unterrichtsstoff hinausging. Auf dem Städtischen Weseler Gymnasium machte man Sack mit der griechischen Mythologie, deutschen Sagen und den literarischen Klassikern vertraut.

Aber Sack war kein reiner Geistesmensch. Bereits zu Jugendzeiten besaß er ein wildes und exzessives Naturell. Unter ein Liebesgedicht, vermutlich bei oberen Promillegraden in krakliger Schrift hingeworfen, notierte Sack – vom Rausch wieder erholt: „wie ich glaube, auf einem Bauernball bei Damm gezeichnet“. Einen Eindruck von seinen Feierlaunen vermittelt auch eine Fotografie von 1904. In Tweed-Anzug und Dichterpose, dem Fotografen zuprostend, zelebrierte Sack Pennälerträume vom künstlerischen Lebensstil. Vor allem in seiner Arbeitsweise manifestierte sich sein leidenschaftlicher, manchmal ungestümer Charakter. Gedankenwütig häufte er philosophische Ideen, Gedichtentwürfe und Stoffsammlungen in seinen Notizbüchern an. Wie ein Getrie-

bener begann er von vorne, ein andermal von hinten in sie hineinzuschreiben, auf den Mittelseiten kollidierte oftmals der kreative Output. Die Ränder und Zwischenräume bebilderte Sack mit kleinen Zeichnungen und Karikaturen. Auch Sacks Schulhefte hätten so ausgesehen, erinnert sich Cappell. Die entfesselten Zeugnisse – von den Gymnasialpädagogen wegen ihrer mangelnden Sorgfalt getadelt – liefern einen plastischen Ausdruck seiner schöpferischen Energien.

1906 stellte Sack sein bis dahin anspruchsvollstes Projekt, das Drama *Olof* fertig. Obwohl Sack noch immer keine eigene dichterische Handschrift entwickelt hatte und *Olof* thematisch und formal an seine früheren Heldenepen anknüpfte, imponiert die ausufernde Handlungsführung des Mammutreimwerks. Sie verrät seine Begabungen in der Stofforganisation und Dramaturgie und zeugt von einem enormen dichterischen Fleiß. Die Mutter, beeindruckt vom Dichtwerk ihres Sohnes, schrieb das Manuskript heimlich ins Reine und sandte es an den Berliner Schuhr-Verlag, der *Olof* – gegen ein Entgelt – in geringer Auflage druckte. Mit 21 Jahren hielt Sack sein erstes Buch in der Hand, ein Privatdruck, dem keinerlei öffentliche Resonanz zuteil wurde, und dem er, später zurückblickend, auch selbst keinen besonderen Stellenwert zuerkannte. Bittere Ironie ist, dass es das einzige Druckwerk zu Sacks Lebzeiten blieb.

Mit *Erwins Tod* und *Loge* folgten weitere, literarisch zweit-rangige Dramen. Die Entwurfsskizzen des Letztgenannten deuten aber einen Wandel in Sacks Schaffensprozess an. Er löste sich zaghaft von seinen klassischen Vorbildern dadurch, dass er nun auch seine naturkundlichen Interessen in seine Dichtungen integrierte. Im Stile eines poetisch berauschten Naturforschers fertigte er Beschreibungen von Seetieren an, die Eingang in den Text finden sollten:

Etwas komische Schilderung! Allgegenwärtiges Wassergeschöpf, das alle Plätze und Plätzchen ausfüllt, aus allen Verhältnissen Nutzen zieht, der große Magen der Natur, immer ruhige, nie schlummernde Polizei, die alles entfernt, was dem Verderben anheim gegeben ist; raubt, mordet, untergräbt, frißt, benagt und zerstört in Millionen Heerscharen [...]. Oder: jener, der sein weiches schalenloses Hinterteil in einer gestohlenen Schneckenschale verbirgt, wie ein krüppelhafter Bettler hiermit im Meer herumhumpelt und allerlei Missetaten und Schabernack an seinesgleichen, an harmlosen nackten Schnecken, Würmern und anderem Gesindel verübt. [...] Wie ein gewaltiges Stück Baumrinde, getrocknete Zwetschge, ein abgefallenes Blatt, stachelige Kastanienfrucht; tragen mit ihren hakenförmigen Beinen ein Steinchen oder eine Muschelschale über

sich, um ihre Körper zudecken; tragen einen Wald von Wasserpflanzen auf dem Rücken: kecke Zudringlichkeit, Geschäftigkeit, Ruhelosigkeit, Unverschämtheit, kriechend schmeichelnd, schmarotzend bei Mächtigeren, brutal roh gegen Schwächere [...]. Aber immer einzeln, ein Strauchdieb, der auf eigene Rechnung raubt, stiehlt, mordet, jedermanns Feind, nur nicht sein eigener.

Vermutlich entdeckte Sack beim Verfassen dieser Dutzende von Seiten starken Naturkundepoesie sein Talent für eine Beschreibungsprosa die er später in seinen großen Naturschilderungen zur Virtuosität entwickeln sollte. Exemplarisch für diese deskriptiv-poetischen Studien ist auch ein früher landeskundlicher Aufsatz über *Das Werden unseres Heimatlandes*, in dem Sack auf wenigen Seiten einen Abriss der geologischen Entwicklung der niederrheinischen Landschaft um Schermbeck vom „Tertiär, der Zeit der Bildung unserer heutigen Kontinente“ an bot, der mit profunden geologischen Fachkenntnissen gespickt war. Neben seinem Talent, den komplexen Sachverhalten seiner Ausführungen durch poetische Sprache Anschaulichkeit zu verleihen, verraten die Aufsätze eine sich herausbildende Neigung zur disziplinären Grenzüberschreitung. Als Sack 1906 seine Gymnasiallaufbahn mit dem Abitur abschloss, hatte er seinen kreativen Horizont erweitert. Im Vergleich zu seinen epigonalen Frühwerken fing er an, die Fülle seiner eigenen Leidenschaften, naturkundlicher und erkenntniskritischer Art, zu berücksichtigen und in interdisziplinären Prosastücken zu verarbeiten.

Theoretisch befriedigt wurden seine mannigfachen Interessen im Studium. Von 1906 bis 1909 studierte er an drei verschiedenen Universitäten – Greifswald, Münster und Halle. Seine Studienbücher spiegeln eine intellektuelle Sturm- und Drang-Phase in Sacks Leben wider, in der er sich um disziplinäre Grenzen nicht scherte. Vom Fach Germanistik wechselte er zur Biologie hinüber, befasste sich zwischendurch mit philosophischen Fragestellungen und hörte Vorlesungen in so unterschiedlichen Sachgebieten wie Psychologie, Geologie, Zoologie, Physik und Botanik. Sack eiferte eher dem universalen Bildungstraum alter Enzyklopädisten als einem fachwissenschaftlichen Brotberuf nach. Daneben wurde ein wüster Lebensstil zu seinem Markenzeichen. Befreit von den Fesseln eines strengen Elternhauses stürzte er sich in das Studentenleben, welches sich in Provinzstädten wie Halle und Münster auf das Verbindungswesen beschränkte. Mit den feudalen Riten und militärischen Ordnungsvorstellungen des Verbindungswesens geriet der freigeistige Student immer wieder in Konflikt. Burschenschaftler erinnern sich später, dass Sack

zu orgiastischen Besäufnissen neigte und im Rausch hin und wieder Raufereien anzettelte. Ein Nachwächter habe den Betrunknen allwöchentlich im Morgengrauen vor seiner Wohnungstür in Münster aufgelesen. Elf Duelle verdankte Sack seinen berüchtigten Pöbeleien in einem einzigen Semester – die vielen Schmissen auf seinen Wangen und ein fehlendes Ohrläppchen zeugten lebenslang von seinen studentischen Exzessen. Poetische Arbeiten sind aus den ersten Studentenjahren wenige überliefert.

Erst im Jahr 1908, das Sack partiell in Münster und Schermbeck verlebte, fing er wieder an, sich ernsthaft der Literatur zu widmen. Im Frühjahr entstand ein Gedichtzyklus mit stimmungsbetonten Landschaftsgedichten, in dem Titel wie *Am Bach* und *Heidebild* der Schermbecker Umgebung Referenz erweisen. Einige Gedichte, wie das *Heidebild*, wurden später von Sack für seine Gedichtsammlung *Die Drei Reiter* überarbeitet und ausgewählt:

Heidebild

Aus einer gramversunkenen Heiden –
des roten Waldbrands zischende Schneiden
flogen wie heulende Flammen über sie –
ganz glutverkohlt und astberaubt
sich eine Kiefer in den Himmel schraubt.
Weitsichtbar droht sie mit ihrem schwarzen Finger
zum bleiern grauen Himmel hoch

Mit *Beschäftigung! Oder Marga und ihre zwölf Freunde*, kreierte Sack darüber hinaus ein satirisches, überdrehtes Märchen mit Jules Verne-haften Zügen. In einem Briefentwurf, in dem er sein Stück entweder aus Schelmerei oder Naivität dem preußischen Kulturminister Ludwig Holle zum Druck anbot, führte Sack aus, dass *Marga* eine

scherzhafte allegorische, etwas ironisch angehauchte Geschichte vom Genius, vom Talent [sei], das sich mit Hilfe eines seltsamen Schiffes, das nur durch die Töne einer Riesengeige gelenkt wird und sich zum Luftschiff verwandelt durch den Auftrieb der Ballen an ihm befestigter moderner Literatur und Kunst, aus der Misere des Alltags zu retten versucht.

Eine Stellungnahme von Holle zu diesem aberwitzigen Märchen ist nicht überliefert. Alle Arbeiten, die um 1909 entstanden sind, können im Rückblick als Fingerübungen für ein größeres Werk eingestuft werden, welches Sack unter dem



Fotografie Gustav Sack mit
Geschwistern, Schermbeck 1892

Fotografie Gustav Sacks Eltern,
Schermbeck um 1910

Ernst Sack und seine Frau Johanna
stammten aus Ostpreußen und arbeiteten
als Lehrer an der Schermbecker evange-
lischen Volksschule.

Arbeitstitel *Der dunkelblaue Enzian* begann und Ende 1910 als *Ein verbummelter Student* weiterführte und welches bis heute als Klassiker der modernen deutschen Literatur gilt.

Die literarische Selbstfindung. Entstehung der Romane *Ein verbummelter Student* und *Ein Namenloser* (1909–1913)

Unabhängig von kulturellen Pionieren in den Metropolen erfand Gustav Sack in seiner Schermbecker Dachkammer eine eigene literarische Form. Während seiner mikroskopischen Plasmastudien überfielen den Autor Zweifel am Sinn seiner naturwissenschaftlichen Studien. Er war hin- und hergerissen zwischen dem Glauben an den Erkenntnisgewinn einer Forschung, die die Welt in Atome, Aminosäuren und Reiz-Reaktionsschemata zerlegte und einer tiefen Skepsis gegenüber einem solch positivistischen Natur- und Weltverständnis, in dem Rätsel, Wunder und Sinnfragen keinen Platz mehr hatten. Sack arbeitete sich an der Frage ab, ob „Schnitte durch das Blattpolster“ und deren „Betrachtung unter dem Mikroskop“ dem „ganzen Rätsel des Lebens!“ gerecht würden. Die Lektüre des erkenntniskritischen Relativismus von Kant, Nietzsche, Mach und Einstein steigerte sein Unbehagen. Der Autor verstand seine Situation als exemplarisch; er begriff sich als Modellfall des Sinnsuchers im Zeitalter einer entzauberten Moderne. Weil er zutiefst von der Relativität menschlicher Welterkenntnis überzeugt war, blieb für den literarischen Analytiker als einziger Stoff die Subjektivität übrig. So legte er sich – im übertragenen Sinne – selbst unter sein Mikroskop. Ziel dieser experimentellen Selbstanalyse sollte keine heroische Biografie, kein selbstgefälliger Bildungsroman sein, sondern eine schonungslose Innensicht. Sack wollte sich „als ein Beobachtender und Schreibender nichts anderes sein als was mir eine Blume oder ein Stein ist“. Der Literaturwissenschaftler Karl Eibl hat die These aufgestellt, dass Sack die methodologischen Termini der zeitgenössischen Naturwissenschaft auf die Dichtung übertrug und eine wissenschaftliche Beschreibung des Ich zum Programm erhob. So ist Gustav Sack als „Wissenschaftler-Dichter“ zu bezeichnen, der in poetisch-psychologischen Studien die Totalität seiner Seele ausschreit.

Mit dem Roman *Ein verbummelter Student* hatte Sack ein aus dem zeitgenössischen literarischen Rahmen fallendes Kunstwerk erschaffen, monströs, voller Widersprüche, genial und dilettantisch zugleich. Sein oberflächlicher Inhalt ist simpel und schnell erzählt, verhält sich zum Roman wie

ein Lebenslauf zum Leben. Erich, ein sinnsuchender Skeptiker wie Sack selbst, brütet im Schermbecker Elternhaus über den letzten Rätseln der Welt. Er ist aus dem Fleische des Autors geschnitten. Erich besitzt naturwissenschaftliche Neigungen und wird von einer unstillbaren Sehnsucht nach ganzheitlicher Erkenntnis gepackt. Wie Sack selbst dringt er auf ein wahres Verständnis seiner geliebten Natur und sucht sein Heil in der Liebe. Ein ruhelos anarchischer Freigeist. Trotz aller lebensgeschichtlichen Übereinstimmungen ist der *Verbummelte Student* keine Biografie. Erich ist ein in die Zeit Geworfener, der stellvertretend für die Mitläufer und Herdenmenschen heldisch mit den Problemen der Epoche ringt. Ein Doktor Faustus in der Zeit der Industrialisierung, der in seitenfüllenden Monologen und phantastisch anmutenden Zwiegesprächen mit der titelgebenden Pflanze „blauer Enzian“ die Paradoxien menschlicher Erfahrung verhandelt. Daneben birgt der Roman visionäre Einsichten in die Folgen instrumenteller, allein dem Zweck der Naturbeherrschung dienender Vernunft, in der sich die schon erwähnten konkreten Erfahrungen der Schermbecker Sozialisation niedergeschlagen haben. Die verheerenden Folgen der Technik für Mensch und Natur beschwört der Autor sechzig Jahre vor dem Aufkommen einer Umweltbewegung:

Aber dort über dem Heidesattel lagert grauer, schwerer Dunst; da schickt der Industriebezirk seinen Kohlenrauch ins Land und hängen schwarze Punkte in der Luft: die Fördertürme der Zechen, wo das gewaltige Rad die schwarzen Gestalten wieder ans Licht trägt!

Die Schwellenlage Schermbecks ermöglichte Sack, ein Bewusstsein für die rasante Landnahme und Vernichtungskraft der industriellen Revolution zu entwickeln, die die westfälische Naturlandschaft zu vernichten drohte:

Wie lange wird's dauern, daß das Dröhnen und donnernde Hasten von da unten auch hier die Ruhe und den Traum verscheucht, auch hierhin seine tobende, dampfende und rasselnde Zeit trägt?

Den Lichtenhagen roden sie aus, 's ist just das rechte Wetter. Da wird die Jägereiche gewesen sein und der Enzian ausgeläutet haben am Niederrhein. Rauchende Schlote und dröhnende Hämmer und zwischen ihnen das stinkende Gewürm – mich soll's wundern, ob das nicht noch die Abendwolken und den Himmel beschmutzt; dann gehört ihnen dieser Stern, dann sind sie seine Herren – o was für Herren!



Fotografie Schermbecker Mittelstraße, um 1910

Schermbeck war ein typisch agrarisch geprägtes Dorf. Aufgrund der Nähe zum Ruhrgebiet, heuerten schon zur Jahrhundertwende viele Bauernknechte als Bergleute in Oberhausen-Sterkrade an. Die Industrialisierung ging an dem Dorf nicht spurlos vorüber. Im Unterschied zur völkisch geprägten Heimatdichtung, hat sich Sack nie für Begriffe wie Tradition und Scholle interessiert. Der spießigen Atmosphäre im Dorf entflohen er auf seinen langen Wanderungen durch die Wälder- und Heidelandschaft der Schermbecker Umgebung.

Fotografie Geburtshaus in der Schermbecker Mittelstraße



Sack entwickelte ein einzigartiges Gespür für die Schattenseiten der Industrialisierung. Exemplarisch kommt dies auch in der Darstellung des Ruhrgebiets zum Ausdruck. In bedrohlicher, expressionistischer Metaphorik werden die Eindrücke Erichs geschildert. „Erzhalden“ wälzen sich „wie ungeheure gläserne Walfische heran“, Hochöfen „drohen und lecken mit ihren feurigen Zungen“ und „tanzen wilde, groteske Tänze“ und die Nächte hängen „schwarz und drohend wie erbost und zuckend über diesem gellenden Hexenkessel“. Virtuos bebildert Sack das menschliche „Narrenspiel“ der Industrialisierung und lässt seinen Helden prophetisch künden:

Das ist Geld, das ist Wille und Macht, das ist der werdende Krieg; hier wird er geboren, der sich selber noch nicht kennt, bis er eines Tages Mann geworden und ausbricht, tobend, brüllend, ein höllischer Taifun!

Die emphatischen und eindringlichen Naturschilderungen gewinnen im Kontext der Naturzerstörung den Charakter eines Requiems. Die literarische Beschreibung dokumentiert die Schönheit der noch unberührten Landschaft.

Durchbrochen wird dieser ganze expressionistisch-avantgardistische Reflexionsriss durch Märchen und romantische Liebesgeschichten. Die Verleger schlugen wegen der Heterogenität des Manuskripts zuerst einmal die Hände über dem Kopf zusammen. Sack überarbeitete das Werk zwischen 1910 und 1916 wiederholte Male.

Die erste große Enttäuschung über die Ablehnung des *Dunkelblauen Enzian* durch den Münchener Albert Langen-Verlag erlebte Sack 1910. Ein in Schermbeck geführtes Tagebuch dokumentiert sowohl Sacks Erwartungen, die er an eine positive Antwort aus München knüpfte, als auch die Befürchtungen und Ängste, die er für den Fall einer Ablehnung hegte.

Finanziell von den Eltern abhängig, im Dorf als verbummelter Student dem Spott ausgesetzt und keine akademische Zukunft vor Augen, blieb der schriftstellerische Erfolg als Ausweg übrig. Mantra-artig machte sich Sack Mut: „Mein Roman ist gut! Und soll er hochkommen, soll er mir das liebste von meinen Kindern sein“, schrieb er und träumte für den Fall eines positiven Bescheides davon, „einen Tag lang wirklich amens zu sein, toll, verrückt vor Freude, werde lachen, flöten, singen, essen, Klavier spielen, rauchen, werde beichten und frei sein wie ein Junge, ein kleines Kind“. Überdies beabsichtigte er eine Reise: „Eine Tour durch die Lüneburger Heide bis Bremen – im März, April, wenn die Weiden und Haseln und Erlen blühen, die Birken knospen.“ Die Wirklichkeit

im Schermbecker November schilderte Sack hingegen in düsteren Farben: „Die Sonne geht ehrbar um fünf ins Bett“, notierte er. Weil er weder Geld noch Freunde hatte, beklagte er „nicht einmal ein Bier trinken gehen zu können“. Der empfundenen Isolation entkam er in den Wochen des Wartens auch nicht durch die „Unterhaltung mit diesem toten Wisch Papier und der knirschenden Feder“. Seine Stimmung schwankte zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Einmal charakterisierte er sich als einen „Virtuosen des Hoffnungsbrauens“, ein andermal wollte er sich „wegwerfen wie ein abgebranntes Streichholz“. Aller Desillusionierung zum Trotz blieb er in solchen Stunden tiefster Depression der Kunst verbunden und ersann „einen wirren, konfusen“ Abschiedsbrief – „in seiner Art ein Meisterstück“ – der „zum Zeichen meiner Verrücktheit dem Pfaffen und Bürgermeister vorgelegt werden“ sollte. Von Glück erfüllt war Sack in diesen Novembertagen nur, wenn er allein durch den Dämmerwald streifte und sich wie ein Eremit an seiner Einsamkeit und der Schönheit der Natur berauschte:

Dann trat ich in einen Kiefernbestand, ein Wind tat sich auf, und ab und zu anschwellend wogten die Wellen des wehmütigen Rauschelieds über mich hin. Und wie ich da hineintrat, schwand der häßliche Zustand von hinnen, die herbe Verlassenheit und das schreckende Staunen. Ich verlor mich, zeitlos, raumlos wogte das Gefühl des Nichts durch mich.

Die mystischen Glücksempfindungen währten aber nur kurz. Zurück in Schermbeck nahm ihn die Ungeduld über das Schicksal seines Romans wieder gefangen. „Teufel, es möchte kein Hund so länger leben“, stöhnte Sack. Als endlich ein Bescheid aus München eintraf, der das Manuskript zwar ablehnte, aber den Autor zu einer Überarbeitung ermunterte, hatte Sack die Hoffnung auf einen schnellen schriftstellerischen Erfolg längst aufgegeben.

Im folgenden Jahr änderte sich Sacks Leben grundlegend. Seine literarischen Hoffnungen waren enttäuscht worden und seine Eltern kamen seiner Verzögerungstaktik hinsichtlich des Studiums auf die Schliche. Sie zwangen ihren Sohn daraufhin, eine militärische Laufbahn einzuschlagen und das Einjährige abzuleisten – eine verkürzte Form der militärischen Ausbildung, die Gymnasiasten offenstand und die eine Offizierskarriere ermöglichte. Dort, so hoffte Hauptlehrer Sack, würden seinem Traumtänzer-Sohn die künstlerischen Narrheiten ausgetrieben. Es kam aber anders: Vom preußischen Militär, Inbegriff von Zucht und Ordnung, ließ

sich Sack bemerkenswert wenig beeindrucken. Nach den Monaten der Vereinsamung und Eigenbrötelei fand er auf der einen Seite sogar Gefallen am Soldatenleben und seinen tagelangen Manövern und sportlichem Drill. Auf der anderen Seite verstieß er, wann immer er konnte, gegen die soldatische Ordnung und häufte Disziplinarstrafen an wie andere ihre Orden. Ein Grund für die fortgesetzten Regelverstöße war eine leidenschaftliche Affäre mit Claire, einer jungen Frau aus einfachem Hause, in die sich Sack unsterblich verliebte. Das tragisch endende Liebesdrama nahm Sack so in Anspruch, dass er Tage und Nächte unerlaubt außerhalb der Kasernenmauern verbrachte. In seinem zweiten Roman *Ein Namenloser* verarbeitete er später die traumatisch empfundenen Liebeserlebnisse und seine Rostocker Militärzeit.

Als Schicksalsfügung stellt sich im Rückblick die Begegnung und Freundschaft mit Hans Harbeck heraus, den er in der Garnison kennenlernte. Harbeck, der Sacks literarische Leidenschaft teilte und als junger Autor bereits über gute Beziehungen zu einflussreichen Autoren verfügte, war von Sacks Manuskript, das – überarbeitet – nun den an Eichendorffs *Taugenichts* angelehnten Titel *Ein verbummelter Student* trug, schier begeistert. Als Harbeck, von der Sprachgewalt und dem Talent des Verfassers überzeugt, den *Studenten* seiner jüngeren Schwester Paula zur Lektüre übergab, bahnte sich eine neue Phase im Leben von Gustav Sack an. Paula, eine Lehramtsstudentin, war von der Lektüre der Sinnsuche des verbummelten Studenten so tief berührt, dass sie Sack sofort anscrieb:

Lieber Herr Sack,
eben habe ich die letzte Seite Ihres Romans gelesen – es ist halb zwölf Uhr. Nur noch schnell will ich Ihnen sagen, daß ich wahrhaft ergriffen worden bin. So bald wie möglich, morgen, werde ich das Manuskript den Händen eines mir bekannten Redakteurs und Dichters anvertrauen. Der soll dann das Seinige sagen und raten. Hans grüßt Sie; und sobald wir einen Schritt weiter sind, sollen Sie es wissen. –
Für heute grüßt Sie
Paula Harbeck

Der zu Rate gezogene Dichter Hans W. Fischer betrachtete Sack als einen schriftstellerischen Rohdiamanten. Ohne Kontakt zu literarischen Zirkeln und Moden, in tiefster Provinz, hatte er mit dem *Studenten* ein großes Kunstwerk geschaffen. Fischer riet dennoch zu Korrekturen. Er plädierte, dem Roman ein neues Kapitel hinzuzufügen, in dem es den Hel-

den in die Steinkohleindustrie des Ruhrgebiets verschlägt.

Zurück in Schermbeck setzte Sack mit neuem schriftstellerischen Elan die Vorschläge gleich in die Tat um und berichtete Paula von nun an ständig und in allen Einzelheiten über die Fortschritte seiner Arbeit:

Ich habe mich sogleich an eine bergbauliche Bibliothek in Bochum gewandt und mir Literatur über das Grubenwesen im Allgemeinen besorgt und „sogar eine sehr interessante, aber mühselige Kraxelei unten in einer Zeche“ unternommen.

Zwischen Sack und Paula Harbeck entwickelte sich zügig eine tiefe Freundschaft, obwohl sich die beiden persönlich noch nicht begegnet waren. Paula besaß eine energische, lebenspraktische, realistische Persönlichkeit, die den mitunter blauäugigen und verträumten Gustav Sack wenn nötig in die Wirklichkeit zurückbeförderte: Einmal klärte sie ihn über die Gepflogenheiten des Verlagsgeschäfts auf; ein anderes Mal trieb sie ihm seine romantischen Dichter-Flausen aus:

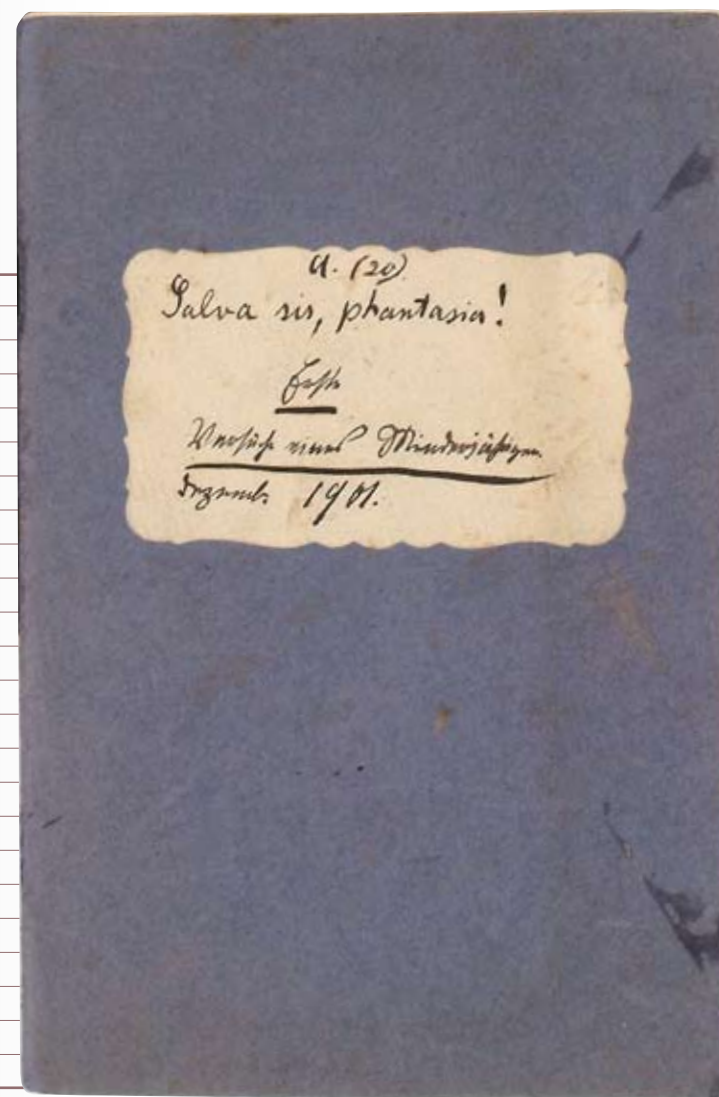
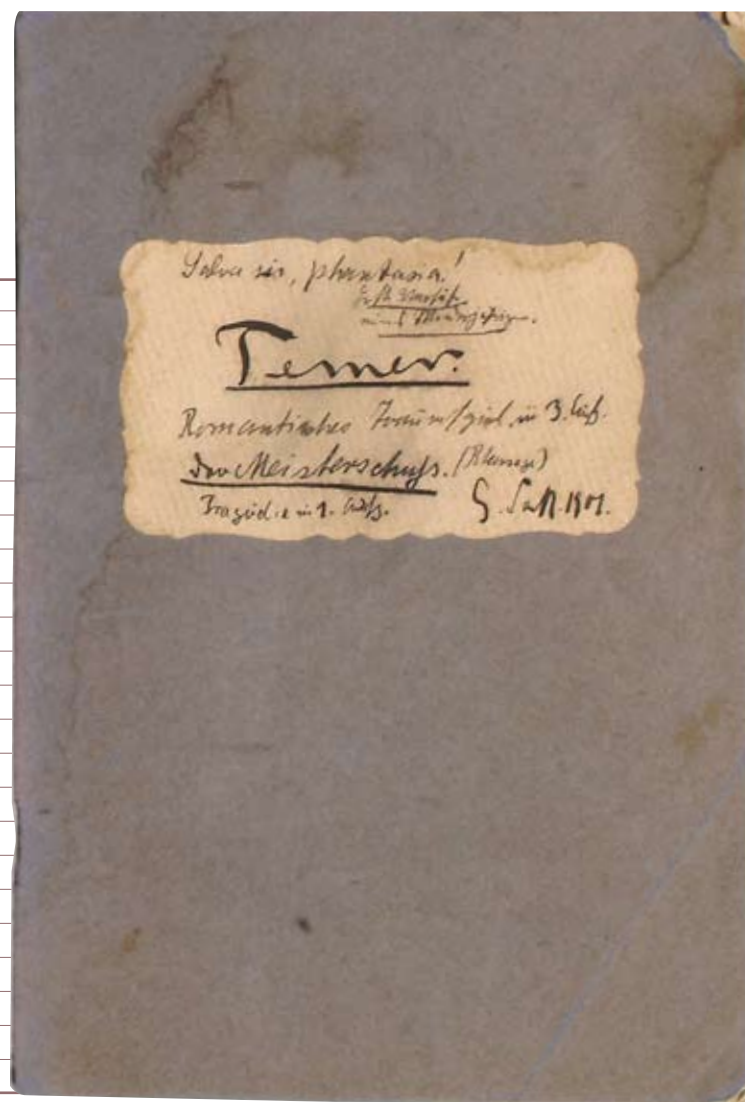
Wie stehen Sie denn zum Journalismus? Können Sie sich gar nicht damit befreunden? Fischer hat auch in jungen Jahren geschworen, er könne sowas nicht. Aber nachher, als es sein mußte, ging es doch.

Als er ihr einmal zu zögerlich seine Wanderpläne eröffnete, antwortete sie:

Und dann noch eins: wenn Sie zu Fuß durch Deutschland streifen wollen als freier Mann, so kann Sie gewiß kein Gendarm daran hindern, sofern nur Ihre Papiere in Ordnung sind. Sie wären durchaus nicht der Erste, der dergleichen unternimmt. Haben Sie nicht Wandergelüste angesichts des prächtigen Wetters?

Dem beherzten, zupackenden Temperament Paulas konnte sich Sack nicht entziehen und in ihr hatte er eine Gleichgesinnte gefunden. Seine künstlerische Isolation war endgültig überwunden.

Nachdem er durch die neuen Kontakte und Ermunterungen literarisches Selbstvertrauen getankt hatte, schrieb Sack schon in den Herbstmonaten des Jahres 1912 innerhalb weniger Wochen seinen zweiten Roman, den er *Ein Namenloser* taufte. Schon der unpersönliche Titel deutet auf eine Verwandtschaft zum *Studenten* hin. Sack selbst hatte eine Fortsetzung im Sinn. Im Unterschied zum „Studenten“, diesem nach letzten Erkenntnissen Ringenden, sollte der „Namenlose“



Erste Werkhefte von Gustav Sack,
Schermbeck 1901/02

Die Poesie entdeckte Sack im Gymnasialenalter. Schon die ersten erhaltenen Notizbücher von 1901/02 verraten ehrgeizige dichterische Ambitionen. Mit der Losung „Salve sis Phantasia“ beschriftete er seine Heftdeckel, ergänzte aber – ein bisschen bescheidener – „Versuche eines Minderjährigen“.

als Positivist „von der Relativität menschlicher Erkenntnis und der Unmöglichkeit einer adäquaten Wahrheit durchdrungen sein“. Auch er ist ein Kind seiner Zeit und ihr Zwiespalt hat „aus einer verrückten Laune gerade in mir sein Hauptquartier aufgeschlagen“. Wieder ist die Handlungsgrundlage nachrangig. Biografisches Material, wie das traumatisch erlebte Scheitern der Liebesbeziehung zu Claire in Rostock, wird dem Autor zum Spielball seines zweiten literarischen Experiments, das die Frage nach dem Sinn des Lebens in der Moderne weiterspinnend. Der „Namenlose“ – ein Typus der Zeit – erprobt im nietzscheanischen Sinne die Liebe und den Rausch als erfüllende Wege menschlicher Existenz. Ähnlich wie der „Student“ scheitert der Protagonist, obwohl er auf wissenschaftlichem Gebiet eine große Entdeckung vollbringt. Sack experimentiert mit literarischen Stilmitteln, wie der indirekten Rede und dem stream of consciousness: Die Innenwelt des Helden wird in atemlos verschachtelten, seitenlangen Sätzen geschildert. Der Autor vollbringt damit wiederum ein Meisterstück, nämlich dem thematischen Kern des Romans eine adäquate, hypermodern-formale Rahmung zu verleihen.

Zwei Romane hatte Sack nun abgeschlossen. Durch Paulas leidenschaftliche Unterstützung und verliebte Verehrung, durch Fischer und Harbeck hatte er auch stärkeres Selbstvertrauen in seine literarischen Fähigkeiten gewonnen. Dies manifestieren die routinierte-professionelle Arbeit am *Namenlosen*, die nur einige Wochen in Anspruch nahm, sowie einige zur selben Zeit entstandene Essays, in denen er sich souverän mit komplizierten erkenntnistheoretischen und poetologischen Fragestellungen auseinandersetzte. Doch die Zukunftsfragen blieben ungelöst. Kein Verleger hatte angebissen und seine studentischen Ambitionen waren endgültig erlahmt. Finanziell war er noch immer von seinen Eltern abhängig. Sie drängten ihn, auf eigenen Beinen zu stehen. In einem Klagebrief an Paula jammerte er:

Jeden Freitag erwache ich mit Grausen, da dann die *Pädagogische Vakanzzeitung* ins Haus gesehelt kommt. Ich stehe dann ‚kochen-der Seele‘ dabei, wenn mir all die schönen Hauslehrerstellen angeboten werden, um die ich mich ‚unbedingt‘ bewerben muß. Ich kann dann nicht anders, ich muß wirklich einige Bewerbungsschreiben loslassen, fasse die aber in einem solchen Stil und solcher Aufmachung ab, daß schon niemand darauf reagiert. Es ist gerade kein schönes Rettungsmittel, aber hier heiligt der Zweck wahrhaftig die Mittel.

Die einzige Rettung verhielt eine Flucht nach vorne. Sack verstaute die Manuskripte in einem braunen Holzkoffer und kehrte Schermbeck den Rücken.

Ankunft in „Schwabylon“. Sacks Schriftstellerwerdung in München (1913–1914)

Sack übersiedelte nach München. Die bajuwarische Metropole war neben Berlin das kulturelle Zentrum Deutschlands. Ihr berühmter Stadtteil Schwabing, im Volksmund nur „Schwabylon“ gerufen, das unangefochtene Mekka der deutschen Bohème. „Maler, Bildhauer, Dichter, Nichtstuer, Philosophen, Religionsstifter, Umstürzler, Erneuerer, Psychoanalytiker, Musiker und entlaufene höhere Töchter“ lebten hier und versuchten die herrschenden Vorstellungen von Moral und Sittlichkeit zum Einsturz zu bringen. Es gab Theater, Kabarets und Künstler-Cafés, in denen die neuesten ästhetischen Trends diskutiert wurden. Sack, der Provinzler, der bisher nur in kleinen Universitäts- und Garnisonsstädten gelebt hatte, war in einer pulsierenden modernen Großstadt angekommen. Unsicher fragte sich der Neuankömmling in einem Brief an Paula „ob auch ich Talent zum Bohemien habe?“ Sack wollte aber nicht nur Bohemien sein, er hatte größere Ambitionen. Sein Ziel, welches er mit dem Umzug in die Großstadt verband, war die Schriftstellerwerdung. Obwohl er auf ein umfangreiches Jugendwerk zurückblicken konnte und zwei fertige Manuskripte in seinem Koffer nach München mitgebracht hatte, fühlte er sich – dem eigenen Selbstverständnis nach – noch nicht als ein richtiger Schriftsteller. Denn der benötigte ein Umfeld, eine kulturelle Öffentlichkeit, ein richtiges Druckwerk, Anerkennung und einen Ritterschlag aus berufenem Munde. All das war ihm bis jetzt versagt geblieben. In München sollte deshalb die Verwandlung vom schreibenden Schermbecker Studenten zum Schriftsteller vollzogen werden. Eine Beendigung seines Studiums in München, wie er seinen Eltern versprochen hatte, war nicht geplant. Das Versprechen war eine Notlüge, in die Welt gesetzt, um die Eltern zu besänftigen und von ihnen weiter eine kleine finanzielle Unterstützung zu beziehen. Er berichtete Paula, die noch in Hamburg lebte und als Lehrerin arbeitete, sich aber auf dem Sprung nach München befand, über seine ereignisreiche erste Münchener Woche:

Sehr geehrtes Fräulein Harbeck,
ich glaube, Sie beneiden mich zu Unrecht um meinen Aufenthalt in

München. Ich habe vorläufig noch so viel Häßliches und Ruheloses auf mir liegen, das muß erstmal alles herunter oder in ruhige Bahnen gelenkt werden, wenn ich mich hier in München einmal genießen will. Auch meine pekuniäre Lage ist überfaul, denn mit meinem Überschuß von Hause kann ich gerade meine Pension bezahlen!

Nach einem halben Münchener Sommer hatte es Sack zwar noch nicht zum gefeierten Autor gebracht, aber er hatte sich in der Metropole eingelebt und huldigte einem künstlerischen Lebensstil. Die psychischen Belastungen fielen von ihm ab; Paula gegenüber schwärmte er von zurückgewonnener Gelassenheit und Sorglosigkeit, welche er mit der Schwabinger Lebensart in Verbindung brachte:

Schön ist es, daß die Menschen hier so gar nichts von unserer norddeutschen Gefühlsduselei kennen; das ist alles so ein breites, derbes, sinnfrohes und biertrinkendes Behagen; ich gehe ernstlich mit dem Gedanken um, mich in eines der vielen, vielen braunäugigen Mädchen der ‚alpinen Hauptrasse‘ zu verlieben.

An Abenden verkehrte er oftmals mit Paulas Bruder Hans, der ebenfalls in der Stadt lebte, in den angesagten Schwabinger Künstler-Cafés und Biergärten. Sie erfüllten die Funktion einer literarischen Öffentlichkeit und waren oft Sprungbrett für literarische Karrieren: Verlagskontakte wurden hergestellt, Pläne für literarische Zeitschriften erdacht und literarische Geheimbünde aus der Taufe gehoben. Sack zog es vor allem ins „Café Stefanie“, der Münchener Entsprechung zum „Café des Westens“ in Berlin. Auf arrivierte Autoren wie Oskar Maria Graf und Heinrich Mann traf man im Stefanie genauso wie auf die junge Generation der Expressionisten um Johannes R. Becher, Klabund und Hugo Ball und auf all die ewigen Talente, Hochstapler und Lebenskünstler. Seiner Stimmung in solch einer Münchener Sommernacht verlieh Sack im Gedicht *Englischer Garten* Ausdruck:

Als ich aus meiner Stammtaberne
mich gestern fortgemacht,
hing in die spöttisch stille Gartennacht
der Mond herab gleich einer leuchtenden Papierlaterne.

Mit einem Sichelschwert, krumm wie die Hülse der Luzerne,
hat ungehört die Nacht
unter dem Rasen einen Schnitt gemacht
und läßt die Erde stürzen in die sametschwarze Ferne;

und singend hält sie in den weichen Händen
dies Rund von wulstigen Schattenwänden,
in dem ich wie von einer tönereichen Schale
getragen viele tausend Male
an Leonor gedacht
in dieser braunen spöttisch stillen Gartennacht.

Doch Sack erfuhr in diesen Sommermonaten auch, dass die Konkurrenz unter den Kulturschaffenden in Schwabing sehr groß war und die literarischen Moden und Theorien sehr schnelllebig. Konfrontiert mit dieser für ihn neuen Situation und den vergeblichen Bemühungen, sein *Studenten-*Manuskript an den Mann zu bringen, verdüsterte sich seine Gemütslage wieder und die Unbekümmertheit entschwand. Bei Paula beklagte er sich über die üblichen Vertröstungen der Verleger:

Und dann kam die alte Litanei, die ich noch so oft hören werde: das ist zu philosophisch, philosophische Gedanken müssen indirekt ausgedrückt werden; und es muß noch konzentriert werden, jeder einzelne Satz muß noch einmal umgearbeitet werden.

Seine Erwartungen wurden wieder einmal enttäuscht. Aus heutiger Sicht betrachtet hatten die Ablehnungen ihren Grund in der Tatsache, dass beide Manuskripte in keine der gängigen Schubladen einzuordnen waren. In ihnen war nicht nur die Grenze zwischen Philosophie und Belletristik aufgehoben, sondern sie stellten auch eine eigenartige Komposition aus avantgardistischen Eingebungen und traditionellen, ja manchmal altbacken wirkenden Stilelementen dar. Geradezu poetische Monstren, vor denen selbst die trendigsten avantgardistischen Lektoren erschreckten. Das Eigenwillige der Sackschen Prosa hatte seine Ursache in der spezifisch provinziellen Sozialisation des Dichters. Ein Zeitgeistempfinden und Gespür für die feinen Unterschiede hatte er auf seinen bisherigen Lebensstationen gar nicht entwickeln können. Auch aus Unwissenheit um die neuesten kurzlebigen Trends und Stile hatte er für unvereinbar gehaltene Elemente, Traditionen und Motive in der Schermbecker Abgeschiedenheit miteinander verwoben.

Das Unverständnis, welches er im Münchener Sommer 1913 erntete, erregte bei Sack Zorngefühle auf den „literarischen Betrieb“. Sollte ihm nach den Demütigungen in der Provinz auch die Anerkennung in der Metropole versagt bleiben? Sack wandelte den aufflammenden Zorn in produktive Energien um. Polemiken entstanden, Gedichte und Essays.

Obwohl Sacks Verbitterung manchmal sein Urteilsvermögen vernebelte und ihn zu ungerechten Urteilen über Autoren verleitete, die ihm in ihrer Haltung eigentlich sehr nahe standen, amüsieren seine ätzenden Verrisse die Münchener Kulturschickeria noch heute. In seiner Kritik *Aus Schwabing* feuerte er polemische Salven gegen die Zeitschrift *Revolution* ab. Sack attackierte den kalkulierten Tabubruch, den Autoren wie Erich Mühsam, Klabund und Hugo Ball seiner Meinung nach in der *Revolution* praktizierten. Er nannte die zumeist bürgerlich sozialisierten Dichter „harmlose Kaffeehausanarchisten“ und spottete, dass die „ergötzlich harmlose Beschränktheit“ dieser „Bohèmeschriftstellerei“ nur „Kaffeehauswände erschüttern“ würde. Die Enttäuschung über den eigenen ausbleibenden Erfolg führte zu einer Einigelung in die Haltung des Einzelkämpfers, der ein Gemisch aus Selbstüberschätzung auf der einen und extremen Zweifeln an seinem literarischen Genie auf der anderen Seite zugrunde lag. Seine kompromisslose Einstellung hinderte ihn daran, Networking zu betreiben und literarische Freundschaften zu schließen; oftmals notwendige Praktiken, die, wie die Literaturgeschichte zeigt, über Erfolge von Autoren entscheiden können. Harbeck, sein Freund, beherrschte die Gepflogenheiten des kulturellen Betriebs spielend und stieg zu einem gefragten Feuilletonisten auf. Für Sack verkörperte Harbeck, den er spöttisch in „Vogel“ umtaufte, von da an den Prototyp des literarischen Schaumschlägers und dichtete:

Literaten

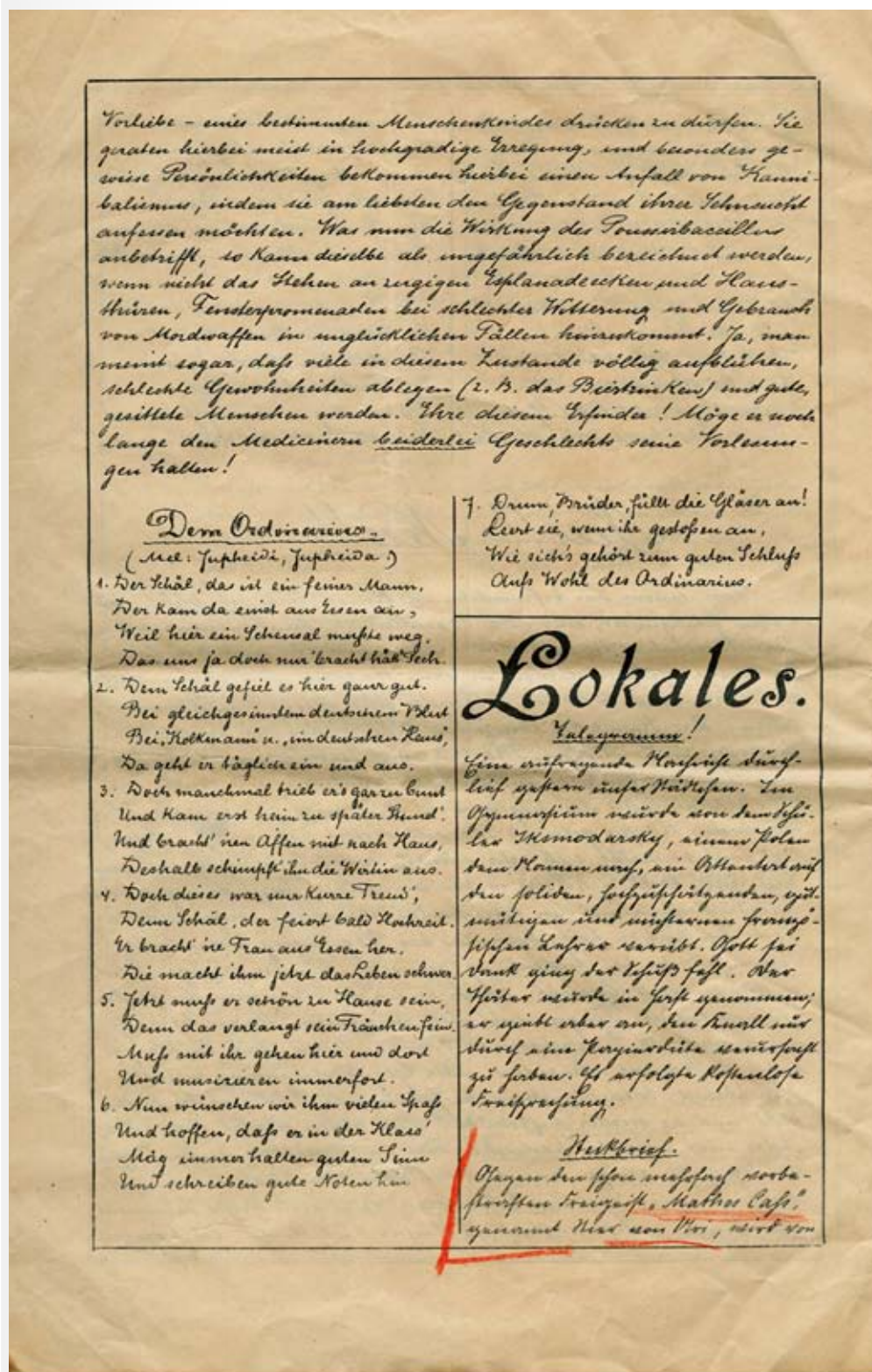
Wie sich das spreizt und plusternd bläht,
wie sich das auf den Hacken dreht,
wie sich das neigt und artig schwänzelt
und zierlich untereinander tänzelt,
wie sich das streichelt und hofiert,
und seine Stümpernäschen schmiert
und dann noch Dichterschutzverbände gründet,
das kann man nicht genug verachten!

Die zunehmende Isolierung trübte auch seinen Blick auf München. Als er im Herbst 1913 den Aufsatz *Das goldene Münchener Herz* verfasste, war er die bierselig-unbekümmerte Lebensart längst leid und entlarvte die Stadt als Hort der Kleingeistigkeit und des Spießertums und spottete über die Art, „wie der Münchener sich in Lokalen benimmt, wie er ißt, trinkt, wie er geht“.

Als schließlich Paula nach München zog, wendete sich die Gemütsverfassung des Dichters wieder zum Besseren. Hatten die beiden bis dahin eine innige Brieffreundschaft gepflegt, entwickelte sich in München rasch eine unzertrennliche Liebesbeziehung. Er war nun kein Einzelkämpfer mehr. Im Team mit Paula kämpfte er um literarische Anerkennung. Sie verfügte über die kommunikativen Talente und kannte sich mit den Gepflogenheiten der Kulturszene aus. Sie knüpfte in kürzester Zeit Kontakte mit Schriftstellerkollegen und Verlagslektoren und sprang ihm auch dann und wann in größter finanzieller Not zur Seite. Wenn sie im Auftrag von Schriftstellern wie Becher und Mühsam auf geliehenen Schreibmaschinen Manuskripte abtippte, nutzte sie die Gelegenheit dazu, auch Sacks Texte zu vervielfältigen. Das wenige Geld, das die Auftragsarbeiten einbrachten, reichte aber kaum zum Leben. Das frischverliebte Paar verbrachte sein Münchener Jahr in größter Armut. Gustav und Paula speisten in vegetarischen Armenküchen. Verzweifelt schrieb Paula im Spätsommer 1913:

Sieh mal, die Gefahr des Verhungerns – das gewiß echte Mitgefühl meiner Zeitgenossen in Ehren! – aber diese Gefahr bedroht doch schließlich mich selbst am nächsten. Der Hungertod ist ein ziemlich qualvoller Tod, wie ich mir habe sagen lassen, u. glaubst Du nicht, daß ich mir daraufhin alle erdenkliche Mühe gebe, diesem Schicksal aus dem Wege zu gehen?

Sack, der auf einer soldatischen Reservistenübung in Augsburg weilte, antwortete: „Denk Dir, heute esse ich nach fünf Schauerwochen zum ersten Male wieder menschenwürdig und rauche Virginia“. Er fügte resigniert hinzu, „allerdings alles auf gewohntem Borg“. Die Praxis des „gewohnten Borg“ hatte Sack zu einer Überlebenskunst verfeinert, die – obwohl es sich nur um Pfennigbeträge handelte – ein wenig dem Schneeballsystem heutiger Börsenspekulanten ähnelte: Sack bediente seine zahllosen säumigen Kredite bei Vermietern, Gaststuben und Freunden, indem er immer wieder neue Geldquellen anzapfte. Dabei blieb er aber anständig. Gewissenhaft notierte er die Schuldenstände und zahlte sie irgendwann zurück. Die klamme Finanzlage führte dazu, dass er innerhalb weniger Monate sein Zimmer aufgrund von Mietschulden sechsmal wechseln musste. „Mein Brüderlein besucht mich im September oder Anfang Oktober, der muß etwas Geld hierlassen“, frohlockte er Ende August 1913 und setzte seine ganzen Hoffnungen auf eine Finanzspritze aus Schermbeck. Wie so oft in Sacks Leben ging sein Plan nach



Steckbrief, Einjährigenzeitung, Wesel 1902

Gustav Sack fertigte dieses steckbriefartige Selbstportrait für die sogenannte Einjährigenzeitung des Städtischen Gymnasiums in Wesel. Es zeigt, dass er schon zu Schulzeiten aufmüpfig war und einen bissigen Humor an den Tag legte:

„Gegen den schon mehrfach vorbestraften Freigeist ‚Mathes Caß‘, genannt Stier von Uri, wird von der königlichen Staatsanwaltschaft ein Steckbrief erlassen. Genannter hat unter seinen Kameraden atheistiche, antichristliche und allzu freisinnige Äußerungen gethan. Jeder, der Auskunft zu geben weiß, wird gebeten, selbigen an den Rechtsanwalt Escha – zu Wesel zu senden.“

Personenbeschreibung:

Größe: 2 Meter

Haltung: Ganz sackähnlich

Haare: Struppige, wüste Dichterlocken

Augen: Verstohlene Katzenaugen

Nase: Ein schillernder Leuchtturm“

Fotografie Gustav Sack „Budenzauber“, Wesel, 1904



hinten los. Sein Schwindel mit dem Universitätsexamen flog auf, und Ernst – entsetzt über den unkonventionellen Lebensstil seines Bruders – reiste überstürzt nach Schermbeck zurück. Dort schilderte er Sacks Leben wohl in so düsteren Farben, dass die Eltern den Geldhahn ganz abdrehen.

Allen Katastrophen und Enttäuschungen zum Trotz entwickelte Sack in den Herbstmonaten des Jahres 1913 seine Identität als Schriftsteller. Er verfasste verschiedene Essays zu Philosophie und Sprachkritik, übte sich in kleinen Feuilletons, stritt mit seinen literarischen Zeitgenossen und begann die Arbeit an seinem Meisterstück, dem Romanmanuskript *Paralyse*, einer Geschichte über den Wahnsinn. Im Unterschied zu seinen bisherigen literarischen Unternehmungen begann Sack dafür mit umfangreichen Vorarbeiten. Tagsüber büffelte er in der Bayerischen Staatsbibliothek intensiv die Entwicklungen in der zeitgenössischen Psychologie. In seinen Notizbüchern exzerpierte er die Traumtheorie von Sigmund Freud, mit der sich um 1913 noch sehr wenige Schriftsteller auseinandergesetzt hatten, und bewies damit erneut ein visionäres Gespür für die großen Themen der Zeit. Paula ist über diesen Münchener Herbst vor allem in Erinnerung geblieben,

wie Gustav Sack, die lange Pfeife zur Seite, in seiner blauen Pেকেsche, die sein Haar fast schwarz scheinen ließ – wie er schrieb und schrieb; am meisten, am liebsten früh abends. Wenn wir dann essen gingen – falls wir essen gingen – dann sprach er gern die gefundenen Sätze vor sich hin: ‚das Farbengewusel aus braunen und purpurnen Tuben‘.

In den Wintermonaten des Jahres 1913 berichtete Sack in seinen Briefen an Fischer mehrfach über die Entwicklungen seiner Arbeit „über einen Dichter-Philosophen, der mitten auf seiner Höhe an dementia paralytica“ erkrankt. Er sprach gegenüber seinem Freund von der „apodiktischen Gewißheit, dass keiner unserer Verlegernarren es druckt“. Im Unterschied zu früher hatte er sich endlich nicht nur frei von Zweifeln über die Qualität seines Werkes gemacht, sondern brüstete sich nun mit der Gewagtheit von Stoff und Form, die sich keiner eruptiven Urgewalt wie seine Frühwerke bedienten, sondern Teil eines poetologischen Plans waren. Das Hauptkapitel des Romans stellte die größte Herausforderung an ihn und „mußte im Hochgebirge spielen“, wie Sack immer wieder gegenüber Freunden hervorhob. Dort wollte der Autor seinem wahnsinnigen Helden dessen „Wahrheiten“ entlocken. Seit Sommer 1913 plante er deshalb eine Reise ins Schweizer

Hochgebirge. Als er die Reise Ende Juli 1914 antrat, erinnerte sie an seine Flucht aus Schermbeck. Der literarische Erfolg war ausgeblieben, die finanzielle Situation hatte sich nicht verbessert und ein harter Schicksalsschlag hatte Paula und ihn getroffen. Paula brachte Anfang Juli eine Totgeburt zur Welt, die das Paar in tiefe Trauer stürzte, welche beide nie überwinden konnten:

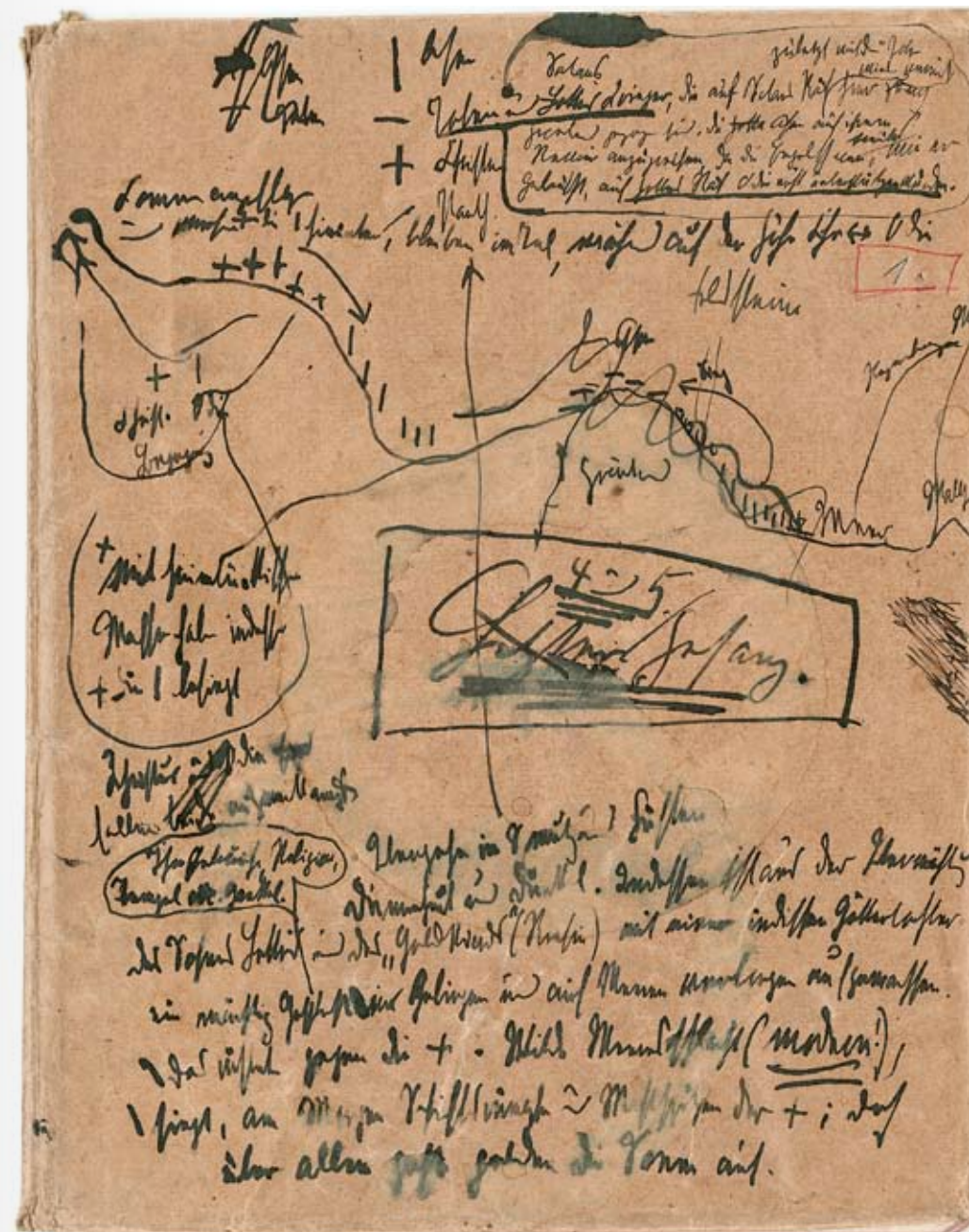
Jetzt will mich das tote Kind nicht in Frieden lassen – zwei Nächte träumte ich schon von ihm, und wenn ich mich unterwegs einen Augenblick loslasse, seh’ ich es gleich wieder liegen, aufgebahrt.

Nachdem sie das Baby auf dem Münchener Nordfriedhof beerdigt hatten, heirateten Paula Harbeck und Gustav Sack am 14. Juli, am Tag der Jährgung ihrer ersten Begegnung in München. Neben den persönlichen Schicksalsschlägen, die Sack in München erlebte, mag auch die sich zuspitzende politische Eskalation einen Ausschlag für seine überstürzte Abreise in die Schweiz gegeben haben. Einem wachsamem Zeitgenossen wie ihm war es nicht entgangen, dass der große Krieg bevorstand.

Die große Flucht. Sacks dramatische Wochen als Fahnenflüchtling im Schweizer Hochgebirge (1914)

Sack war arm, als er in die Schweiz aufbrach. Seine ersten Honorare hatte er für seine Heirat mit Paula ausgegeben. Seine finanziellen Hoffnungen hingen an einem seidenen Faden. Er spekulierte auf die Mitgift von Paulas Eltern. Doch ähnlich wie beim Besuch seines Bruders wurden seine Erwartungen enttäuscht. Bei einer Begegnung in Zürich verweigerte Paulas Vater, der Hamburger Schullektor Harbeck, seinem Schwiegersohn eine Finanzspritze und legte Sack unmissverständlich dar, dass er die schriftstellerischen Ambitionen und den mit ihnen verbundenen unsteten künstlerischen Lebensstil nicht unterstützen wolle. Desillusioniert meldete Sack an Paula, die sich im Hamburger Elternhaus aufhielt:

Wir unterhielten uns so la-la, und das einzige, was ich herauskriegen konnte ist, daß Dein Vater Dich loslassen will. Und die Geldgeschichten? Eh ich noch ein Wort davon gesagt hatte, klagte er los, er könnte nicht mehr, er dürfte nicht mehr, er hätte Verpflichtungen. Dann mäkelte er an allem herum, Möbelverkauf, Schriftstellerberuf, Deine „Flucht“ aus Hamburg. Ich war mordsherunter, muffte etc., glaube aber doch einen leidlichen Eindruck auf ihn gemacht zu haben.



Manuskriptheft *Olof*-Drama, Schermbeck um 1903

Olof. Ein Gedicht in sechs Gesängen, Schuhr Verlag, Berlin 1903

1903 stellte Sack sein bis dahin anspruchsvollstes Projekt, das Drama *Olof*, fertig. Obwohl Sack noch immer keine eigene dichterische Handschrift entwickelt hatte und *Olof* thematisch und formal an seine früheren Heldenepen anknüpfte, imponiert die ausufernde Handlungsführung des Mammutreimwerks.



Sein mickriges Reise-Budget verjubelte er gleich am ersten Abend für eine Übernachtung in einem Grandhotel. Eine Investition, die, wie er Paula glauben machte, der Erprobung seiner neuen Rolle als literarischem „Weltenbummler“ diente. Für weitere Übungen fehlten aber die Mittel. Als er am nächsten Tag zur geplanten Wanderung ins Hochgebirge aufbrach, waren nur noch ein paar Notgroschen verblieben:

Todmüde, mein Kind, und ich friere und habe Schnupfen, wärst Du hier, damit ich mich an Dir wärmte. Ob ich meine Rechnung morgen früh bezahlen kann, weiß ich nicht: Zimmer, 2,50 Franken (es ist ein Kurhaus), Abendessen und zwei Tiroler und eine Zigarre zu 10 ct., und mein Barvermögen 6,05 Franken. Das ist aber egal. Ich bin tot und möchte Dich haben, damit Du mich wärmst!

Sack musste mit der Rolle des mittelosen Vagabunden vorlieb nehmen. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges am 1. August 1914 verschlimmerte seine Lage erheblich und stellte die Reisepläne ganz in Frage. Laut Mobilmachungsverordnung war Sack als Reservist verpflichtet, sich sofort beim Bayerischen Infanterieregiment einzufinden.

Schon am Tag der deutschen Kriegserklärung stand aber für ihn fest, dass er den Krieg „nicht mitmache, da mögen andere sagen, was sie wollen“. Seine ursprünglichen Werkpläne – die Fertigstellung des *Paralyse*-Manuskriptes – stellte Sack erst einmal hintenan und konzentrierte seine Energien auf die Auseinandersetzung mit der Kriegs-Katastrophe, auf die sich Europa zubewegte, und seine eigene mögliche Rolle darin. Für die patriotisch-betrunkenen Zeitgenossen, die nun in Gedichten, Reden und Pamphleten die historische Stunde des Krieges besangen – das sogenannte Augusterlebnis – empfand Sack nichts als Verachtung und Spott. Er erkannte in dem Zufall, zu Kriegsbeginn im menschenfernen Hochgebirge zu sein, eine schicksalhafte Chance, ein für allemal mit dem verhassten deutschen Bürgertum brechen zu können. Fahnenflucht wurde für Sack zum Inbegriff einer radikal-individualistischen Lebensform. Sack hatte damit die vorherrschende Glorifizierung der Entscheidung zum Krieg, die viele Expressionisten als Erlösung aus der banalen bürgerlichen Wirklichkeit bedichteten, einfach auf den Kopf gestellt. Für einen kurzen Moment waren die Ängste vor einer unsicheren und ungewissen Zukunft wie weggeblasen:

Ich bin nun, wo mir soeben unsere Zukunft noch gefährlich dunkel schien, ganz beruhigt. Jetzt bekommt überhaupt meine Reise einen Sinn, da das Ziel da ist: Flucht, Vaterlandslosigkeit – sehr gut!

Seine eigene Flucht, die alle dramaturgische Fantasie überstieg, wurde Sack zum Stoff für sein erstes richtiges Theaterstück *Der Refraktär*. Er begann sofort mit dessen Ausarbeitung. Abgebrannt saß er in einem Hochgebirgsdorf fest. Von dort verfolgte er das unwürdige Spektakel der Massen, die jenseits der Grenzen im Hurra-Patriotismus schwelgten. „Dein vaterlandsloser Geselle und Anarchist und Deserteur“ unterzeichnete er einen Brief an Paula. Wenn er „manchmal in den Ecken seines Leibes patriotische und mordlustige Gefühlchen“ entdeckte oder ihn beim Zeitunglesen „ein Kriegsfuror“ packte, wehrte er sich gegen diese „schlimmen Gefühle und elendste Massensuggestionen“ mit aller Kraft.

Aber ohne Paula wollte er seinen Traum von der großen Flucht, seine Utopie eines romantischen Ausbruchs aus der deutschen Bürgerlichkeit nicht verwirklichen. Sie war sein Halt; vor allem geliebte Partnerin, aber auch intellektuelle Freundin, Lektorin und weltliche Erdung! Auf sie konnte Sack zählen, wenn es darauf ankam. „Du weißt, dass ich nicht allein durchkomme“, schrieb er und beschwor sie, in die Schweiz nachzukommen: „Kneif bei Nacht aus! Hauptsache Paß! Die Fahrt wird zwar toll lange dauern, aber da hilft nichts“. Paula selbst war nicht unbeeindruckt von der patriotischen Kriegsbegeisterung. In den ersten Augusttagen setzte sie zwar alle Hebel in Bewegung, um finanzielle Unterstützung für sich und den Fahnenflüchtigen aufzutreiben, versuchte aber gleichzeitig ihn zur Rückkehr zu bewegen.

Lieber, ich bin kopflos, sofort tobte ich mit Deinem Telegramm zum Alten und hab ihn mit Tränen um Geld für Dich angefleht. Er behauptet, nicht zu können und auch nicht zu wollen. Du kannst Dir denken, warum, vor allem aus patriotischen Gründen. Du sollst zum nächsten Konsul gehen, sagt er. Wäre der Krieg nicht gekommen, so hätte ich, wie verabredet, Dir das Geld schicken können – aber so! Niemand von meinen Bekannten hat soviel Geld bar liegen, geschweige denn gibt er es her für diesen Fall. Fischer selbst sagt, Dein Entschluß sei Wahnsinn, Blödsinn!!! Noch ist es nicht zu spät. Der nächste Konsul befördert Dich nach Deutschland. Sonst – wie soll es denn später werden? Meine Verwandten lassen mich dann völlig im Stich (ich hab sowieso nur noch 400 M. zu fordern). Und Du? Wie soll es werden? Hast Du meine Briefe in Altdorf und Göschenen gekriegt? Hier herrscht ungeheure Begeisterung. Glaubst Du nicht, es ist besser, Du kommst???

Sack dachte nicht daran, sich zu stellen, er legte Paula seine Entscheidung dar und teilte gegen seine kriegstrunkenen Philister-Freunde aus:

Mein liebes Kind – erstmal das: Fischers „Nichtstellen Wahnsinn“ hat mich nicht überrascht. Ich werde Dir meine Gründe sagen: ich will über mein Leben selbst bestimmen und gebe einem imaginären Ding „Staat“ nicht das Recht dazu, dem Staat, von dem ich bisher nichts kenne als Polizeistrafen, Gerichtsvollzieherkosten und – Ablehnung von Novellen, weil sie das Bourgeois-Volk in seinem Schamgefühl verletzen könnten; weiter habe ich keine Lust, mich von übelriechenden Massensuggestionen unterkriegen zu lassen, ich habe kein Verlangen, mich dem beliebigsten Idioten gleichgestellt zu sehen als Vaterlandsverteidiger, von dessen Verteidigung Geschützfabriken und Spekulanten letzten Grundes den Vorteil haben. Ich weiß, was ich tue und gebe keinem, auch nicht dem toll gewordenen Massengefühl ein Recht über mich.

So hellsichtig seine Kritik ist, so bezwingend und mutig sein Entwurf einer Haltung der Fahnenflucht im Kontext des zeitgenössischen Irrsinns anmutet, Antworten auf die Ausweglosigkeit der Situation entwickelte Sack nicht. Während er brillant theoretisierte, summierten sich in seinen Notizbüchern die Schuldeneinträge, außerdem verschärften neue Visa-Bestimmungen die Situation für mittellose Kriegsflüchtlinge erheblich. Ein Hoffnungsschimmer war, dass Paula ihm trotz ihrer anfänglichen Bedenken beistand. Weil sie die „Spießerrluft“ im Elternhaus „nicht mehr atmen“ konnte und Sack endlich vermisste, türmte die Zweiundzwanzigjährige gegen den Willen der Eltern aus Hamburg und folgte dem Geliebten in die Schweiz. Die Reise wurde zur mehrwöchigen Odyssee. Verzehrt von Sehnsucht begann auch sie, den Krieg aufrichtig zu hassen:

Liebling, süßer, einziger,
Du glaubst nicht, was ich leide. Was ich gelitten habe, seit wir auseinander sind. Wie tausendmal habe ich es verflucht, Dich ja „aus den Fingern“ gelassen zu haben. Wir Zwei, die wir ungefähr die ganze Welt gegen uns haben, wir hätten uns doch nicht trennen dürfen. Aber wer konnte das wissen? Schuld ist einzig und allein der Krieg, der ganz und gar blöde! – Der Alte hat mich an die Luft gesetzt, er flucht Dir: „Was hat der Mensch aus meiner Tochter gemacht?“ Haha!

Im Gebirgsdorf Göschenen erfasste Sack derweil ein „Unmut des Wartens und eine entsetzliche Langeweile“. Die alpine Landschaft erschien ihm plötzlich „viel zu eng“. Kopenhagen lautete sein neues Fluchtziel. Es sei „sonnenklar, daß wir nur in Kopenhagen wohnen dürfen“, schrieb er an Paula. Da einem Deserteur ein Landweg nach Kopenhagen verwehrt war,

blieb fürs Erste nichts anderes übrig, als sich zusammen mit Paula in Zürich oder Bern niederzulassen, eine „Stellung zu finden“ und den literarischen Durchbruch zu realisieren. „Es heißt sich zuerst durchsetzen, rein Material, trotz Vaterland können wir immer noch fabrizieren und effektuieren.“ Die Hoffnung auf seinen Durchbruch knüpfte er ausgerechnet an sein *Refraktär*-Drama, welches „blendend vorwärtsgehe“: „Ich weiß bestimmt, daß der uns für immer herausreißt“, schrieb er. Dass im Herbst 1914, in dem Schriftsteller mit blutrünstigen Kriegsgedichten und Professoren mit chauvinistischen Reden Ruhm ernteten und Pfarrer Kanonen segneten, ein Deserteurs-Drama höchstens Aufmerksamkeit bei den Zensurbehörden erregen würde, darüber klärte ihn wiederum die realistischere Paula auf. Aus heutiger Perspektive betrachtet hatte Sack mit seinem Glauben an den Stellenwert des *Refraktär* hingegen recht. Neben Karl Kraus' weltbekanntem Drama *Die letzten Tage der Menschheit* zählt es zu den frühesten Antikriegsstücken in der modernen deutschen Literatur und hat daher schon als historisches Zeitdokument unschätzbaren Wert. Unbeeindruckt vom Kriegsfuror in Deutschland investierte Sack all seine Energie in ein Theaterstück, in welchem er die Problematik von Sinn und Würde menschlicher Existenz in der Moderne, die er schon so erbittert in seinen Romanen nachgezeichnet hatte, im Kontext der heraufziehenden Menschheitskatastrophe Krieg aktualisierte. Mit Egon, dem fahnenflüchtigen Helden des Dramas, erschuf Sack wiederum einen Modellfall. Einen Individualisten, der für seinen Kampf um Integrität und eine der eigenen Wahrheit verpflichtete Entscheidung bitter bezahlt. Ins Hochgebirge, an die Peripherie der Zivilisation vertrieben, bleibt dem Refraktär am Ende nur die Entscheidung zum Selbstmord. Ein Akt der Freiheit in einer widersinnigen Welt. Wie intensiv Sack seine eigene Situation zur Grundlage des Dramas machte und somit seinem biografistischen Konzept treu blieb, spiegeln die Notizbücher wieder. Er wurde zum Chronisten seiner eigenen Erlebnisse. Er dokumentierte die kriegslüstern-staatstragenden Argumente von Freunden und Familie, die ihn zur Rückkehr bewegen wollten, und seine eigenen Zweifel und irrwitzigen Fluchtutopien. Auch der folgende Brief an Rektor Harbeck – nach der frustrierenden Begegnung in Zürich verfasst – wurde als Teil der Stoffsammlung deklariert.

Lieber Herr Harbeck,
ich habe immer mit der Möglichkeit dieses Konflikts gerechnet und war von vorneherein unbedingt der Ansicht, mich gegen alles, auch

gegen die Schmach, als vaterlandsloser Geselle zu gelten, durchzusetzen; und Sie mögen es als Banalität oder dumme Redensart auffassen oder nicht, aber dieser rücksichtslose Weg kostet mehr Mut und Leiden, als sich willenlos von einem hochgehenden Strom des Patriotismus mitreißen zu lassen.

Die prototypischen deutschen Ja-Sager, der Pfarrer, der kriegslüsterne und käufliche Literat, die rückgratlose Geliebte, die den Refraktär vor dem Hintergrund der Gebirgskulisse belagern, sind aus dem Holz seiner Freunde und Verwandten geschnitzt. Anhand ihrer wortgewaltigen Versuche, den fahnenflüchtigen Helden zum kriegerischen Konsens zu bekehren, gelingt es Sack, die Ideologie des deutschen Spießertums zu demaskieren. Obwohl es dem Stück an dramaturgischen Kniffen mangelt, ist Sacks Dekonstruktion des deutschen Chauvinismus ein einzigartiges zeitdiagnostisches Meisterstück. Diese Leistung anzuerkennen bedeutet auch, einer Reduktion auf das Autobiografische vorzubeugen. Das Stück ist ein Experiment über die Möglichkeit einer richtigen Haltung in bedrohlichen Zeiten und seine Versuchsanordnung – die er der eigenen Situation nachempfand – führte im Fall des Refraktärs zum Selbstmord. Im wahren Leben rettete ihn vorerst die Liebe. Im Unterschied zur Geliebten des Refraktärs ließ Paula ihn nicht im Stich. Sie wäre lieber gestorben als ihn zu verlassen: „Wir haben ungefähr die ganze Welt gegen uns. Ich möchte in Deine Arme stürzen u. zusammen würden wir uns irgendwo --- totschießen. Ganz tot für immer. Willst Du?“

Sack wollte nicht. Er ergab sich der Macht der Staatsgewalt und ergriff die Möglichkeit einer Generalamnestie. Nicht freiwillig und wider die eigene Vernunft:

Mein Lieb,
ich bin also bereit, falls ich sofort ins Feld ziehen kann; nur unter der Bedingung. Es ist zwar ein Jammer, daß ich das Stück nicht ganz fertigschreiben kann, und ein noch größerer, daß man so elendig vor der Borniertheit – die Leute müssen ja alle wild geworden sein – kapitulieren muß, aber es bleibt kaum etwas anderes übrig, und in der Schweiz hielten wir es auf Dauer nicht aus.

Ein Chronist aus den Todeszonen des Krieges. Gustav Sack als Soldat im Ersten Weltkrieg (1914–1916)

Schon im Oktober, knapp einen Monat nach seiner gescheiterten Flucht ins Schweizer Gebirge, entsandte man Sack als

Unteroffizier an die Westfront. Eineinhalb Jahre überstand er den Stellungskrieg in den Todeszonen, in denen Millionen einfache Soldaten ihr Leben ließen, bevor er wegen psychischer Leiden Mitte 1916 vorübergehend in ein deutsches Militärlazarett nach Lippstadt überstellt wurde.

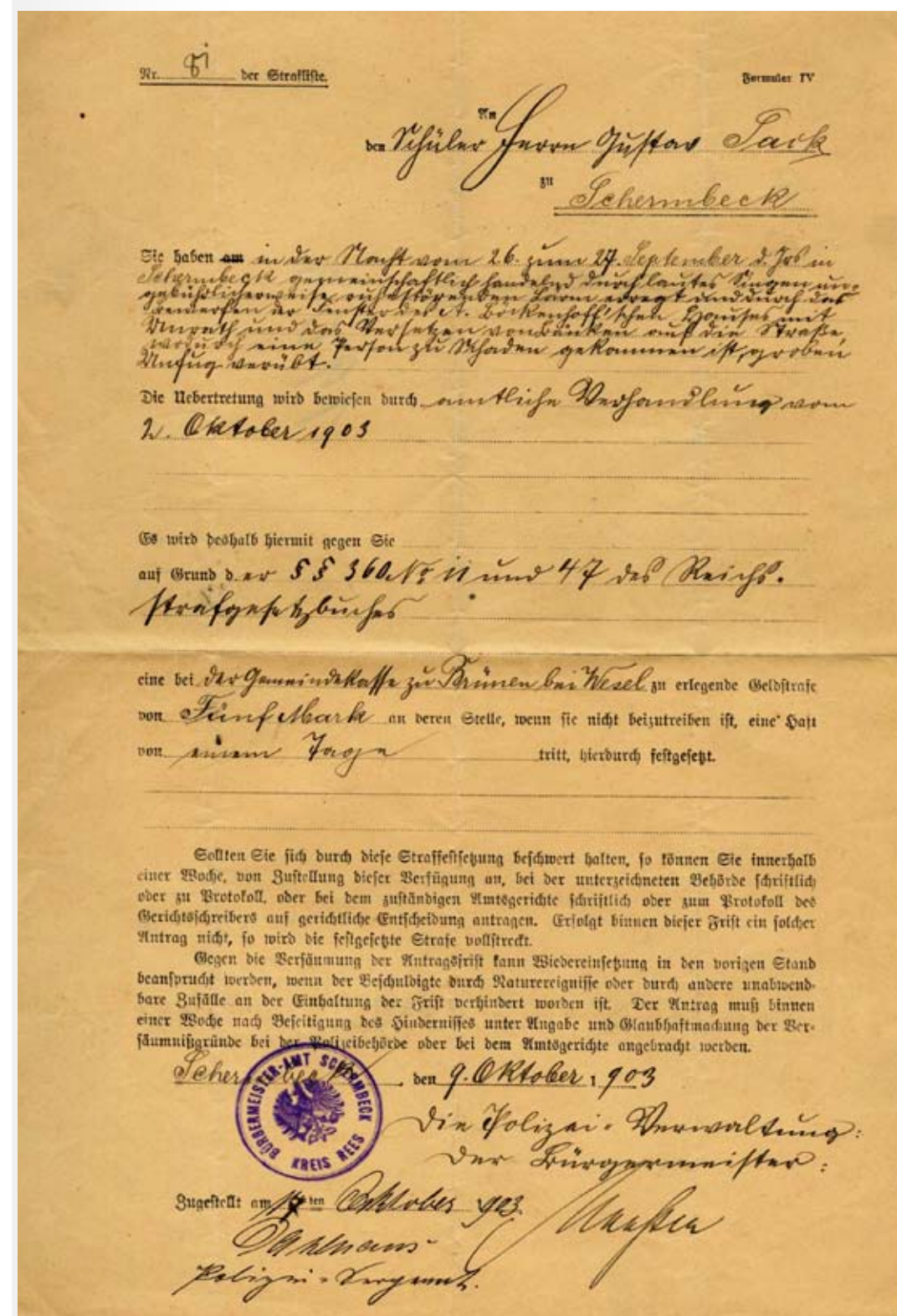
Keine Lebensphase des Dichters ist so gut dokumentiert wie die Monate im Menschenschlachthaus am Flusslauf der französischen Somme. Täglich schrieb Gustav Sack an Paula. Der Briefwechsel bot Halt, war eine Rückversicherung an das Leben aus dem Schattenreich des Todes.

Es ist verblüffend, wie der Antimilitarist und Deserteur seine Rekrutierung an die Front plötzlich kaum erwarten konnte und schließlich freudig begrüßte. Mit geborgten Wanderstiefeln und einem Messer ausgerüstet, betrachtete Sack die Reise an die Front wohl wie eine Fortsetzung seiner ruhelosen Schweizer Abenteuer; als Teil zwei der Flucht vor dem spießigen Hurra-Patriotismus an der Heimatfront. „Ich habe nach Ausschaltung von fast allem anderen Lust an der Sache gewonnen und bin neugierig auf den ersten Toten, die erste Granate“, verriet er Paula während der achttägigen Zugfahrt, und als sei er an einem Urlaubsort eingetroffen, meldete er: „So, mein lieber Karl*, der erste Brief aus dem Schützengraben.“ Anschaulich gab er seine ersten Eindrücke wieder:

Eigentlich kein Graben, es ist ein dichter Mischwald mit viel Unterholz, an dessen Rand alle 3-5 Meter jeder seine Höhle oder sein Schützenloch, mit Brustwehr gegen die nur 200-300 Meter entfernte, feindliche Schützenlinie [hat]; auf dem Boden Stroh, ein alter Sack, in den man gerne hineinkriecht, und ein kleiner Haufen Lumpen, der als Kopfkissen dient. Ganz wohnlich, nur verteufelt kalt.

Die Wandervogelstimmung schlug aber schnell um, genauer gesagt, noch bevor Sack den Brief zu Ende geschrieben hatte. Post Scriptum heißt es: „Jetzt schlagen gerade ‚unheimlich‘ nahe Schrapnells ein. Karl, halt den Daumen!“ Nur ein paar Tage später waren sein Kriegsfuror und die damit einhergehenden romantischen Zerrbilder über die Front endgültig verflogen. Sack hatte seine unbestechlich-kritische Urteilsfähigkeit zurückgewonnen und attackierte die wirklichkeitsfernen Vorstellungen vom Krieg, die von den Medien in der Heimat verbreitet würden:

Und was den Krieg betrifft – das ist alles ganz, ganz anders und wahn-sinniger als ihr nur ahnt! Wenn es in den ekelhaften Zeitungen heißt: langsam Boden gewinnen, so will das sagen, daß wir uns in zwei Nächten um 50-60 Meter näher an den Feind herangraben!



Bescheid Geldstrafe, Schermbeck 9.10.1903
„Sie haben in der Nacht vom 26. zum 27. September des Jahres gemeinschaftlich handelnd durch lautes Singen ungebührlicher Weise ruhestörenden Lärm erregt und durch das Bewerfen der Fenster des A. Böckenhoff’schen Hauses mit Unrath und das Versetzen von Bänken auf die Straße, wodurch eine Person zu Schaden gekommen ist, groben Unfug verübt.“

Mit Sarkasmus entlarvt er schon hier den Irrsinn des Weltkrieges. Verschanzt in Grabensystemen, die „wie kleine Städte in die Erde hineingebuddelt sind“, war Sack ein Teil des Millionenheers geworden, welches sich, oft nur 100 Meter voneinander entfernt, über Jahre belagerte. Abgesehen von der Anstrengung zu überleben bedeutete die Zeit an der Westfront für Sack „nichts als nur ein Kampf gegen den Schmutz und den Regen und die sich türmende, von allen Seiten anbrüllende Langeweile“. Der Langeweile versuchte Sack zu entgehen, indem er den Krieg schon in den Wintermonaten 1914/15 in all seiner apokalyptischen Qualität zu dokumentieren begann. Er wurde zum Chronisten eines Alltags aus „Regen, Kälte, Dreck, Hunger und Schlaflosigkeit“ und beschrieb eine Todeszone, deren Schrecken die Phantasien Dantes und Goyas überstiegen:

Vor unseren Stellungen [liegen] schon vierzehn Tage lang ganze Reihen toter Franzosen, eben eingezogene, ganz junge frische Bengels, vierzehn Tage, kein Mensch begräbt sie, diese faulenden schwarzen Klumpen. Heute Nacht bringt uns eine Patrouille Sardinen und Konservenbüchsen, die man in den französischen Brotbeuteln reichlich findet. Die öffnet man dann, halb seelenruhig, halb von Ekel geschüttelt und futtert sie auf. Aber – dulce et decorum est, pro patria mori [Süß und ehrenvoll ist es, für die Heimat zu sterben]. Schauerhaft, höchst schauerhaft. Wenn man sich doch betrinken, sinnlos betrinken könnte.

Dass Sack in diesen ersten Monaten des Krieges nicht vor die Hunde ging, daran hatte seine Bekanntschaft mit Dr. Cyril Davidsohn einen großen Anteil. In Davidsohn, einem jüdischen Intellektuellen aus München, der Kontakte zu Dichtern wie Karl Wolfskehl unterhielt, fand er einen „wirklichen menschlichen Kameraden“, und beide verband schon bald eine tiefe Freundschaft. Die „öden Stunden“ der Nachtwachen und Kampfpausen verbrachten sie zusammen und diskutierten über erkenntnistheoretische Fragen und auch über Sacks Dichtungen. In seinen Briefen an Paula schwärmte er, „wie klug der Doktor ist“ und wie stolz er sei, dass Davidsohn seine Gedichte *Die Zeit*, *Der Stein* und *Die Sterne* als ‚prachtvoll‘ empfunden habe. Seine neue Freundschaft veränderte ihn: Der große Ich-Sager und Einzelkämpfer entdeckte die Wir-Wörter: „Da es uns – immer mich und den Doktor Cyril D.“, begann er nun seine Berichte an Paula. Doch der Freundschaft zwischen Sack und Davidsohn, die sich inmitten dieses „seltsamsten aller Kriege“ entwickelt hatte, war nur eine kurze Dauer beschieden. Am

achten Februar schrieb Sack erschüttert:

Mein Lieb, der Doktor D. ist tot, heute Nachmittag traf ihn eine Granate. Er war wohl sofort tot. Der halbe Kopf fortgerissen. Am Abend habe ich ihn mit einer Gruppe begraben; in das blutige Zelttuch gehüllt und über ihm der Mantel – seine blutigen Briefsachen, Uhr etc. nahm ich ihm aus den Taschen, dann packten wir ihn sang- und klanglos zu. Die Artillerie bullerte dazu, und es war ein kitschig blau-grüner Abendhimmel. Ein halbes Jahr war ich fast stündlich mit ihm zusammen. Du hattest beinahe etwas Grund, auf ihn eifersüchtig zu sein.

Er sandte eine Fotografie des geschmückten Grabes und ein Laubblatt an Paula als Andenken zur Aufbewahrung. „Das ist in meinem Leben das dritte Grab, vor dem mir die Tränen in die Augen treten wollten“, vertraute er ihr an. Ohne Davidsohn an seiner Seite empfand er den Krieg noch entsetzlicher. Überleben wurde zu einer reinen Glücksfrage. Von seiner Soldatengruppe hatten wenige den Winter überstanden. Wie knapp Sack dem Tod selbst täglich von der Schippe sprang, schilderte er Paula:

Liebster Karl, Du kannst Dir aber gratulieren! Ich schrieb Dir heute Vormittag, ich säße draußen vor meinem Unterstand unter einem Zeltdach und schriebe dort meinen Brief – an genau diese Stelle schlug nachmittags eine Mine ein, zerfetzte mir die vordere Wand vom Unterstand, wo meine Veranda – so nannte ich es – war, ist ein wüstes Loch, Fetzen vom Zeltdach baumeln oben an den Baumspitzen. Also gratuliere Dir von Herzen, mein Karl, insbesondere, weil ich eine Viertelstunde noch vorher auf dem Platz saß und mich rasieren ließ.

Um der Hoffnungslosigkeit nicht zu erliegen, träumte Sack vom Wiedersehen in Friedenszeiten: „Herrgott, wenn ich mit Dir durch einen im Herbst in der Sonne liegenden Wald gehen könnte“. Und kurz nachdem „vier Minen in den Unterstand herübergelümmelt“ waren – die eine kreperte in meinem Lokus“ – stellte er sich einen Strandurlaub vor, „allwo wir uns entkleiden und baden und dösen und eine Novelle oder ein Gedichtchen korrigieren“. Einmal zerbrach er sich den Kopf über „300–400 Mark, damit [...] ich mich ausstaffieren kann, und so endlich mal als anständiger Mensch zu Dir kommen kann“, schob aber ernüchterter, auf den Boden der Tatsachen zurückkehrend, ein: „aber, das sind vorläufig unnötige Sorgen“.

Da an einen Fronturlaub nicht zu denken war und ihn die fortdauernden Granateinschläge aus den Träumen rissen, galt es, sich in der Landschaft des Krieges einzurichten: Gewohnheiten zu entwickeln, die „anbrüllende Langeweile“ zu besiegen und auch manchmal die geschundene Seele baumeln zu lassen: „Im Übrigen habe ich ‚bon‘ zu Abend gegessen, sitze an einem Tisch, auf dem eine bunte Wachstuchdecke liegt, und warte auf den Frieden“, berichtete er einmal. Ein anderes Mal: „Ich habe meinen guten Abend heute: Pfeife, die dritte Flasche Bier und ein sehr gutes Buch“. Er las Nietzsche, Jean Paul, Büchner, aber auch französische Zeitschriften und sozialistische Antikriegsbücher, die einen neuen Kampfgeist in ihm entfachten. Er zürnte den „Großkopferten, die großköpfig und größenwahnsinnig die geduldigen, schafköpfigen Feldgrauen“ auf den Schlachtfeldern opferten. Zum ersten Mal in seinem Leben verfasste er ein politisches Gedicht:

Karl, es ‚summt‘ mir ein neues Gedicht im Kopf, ein Kriegsgedicht!!! Und zwar – staune! – ein liedmäßiges, ganz naives mit Refrain: ‚Damit die Reichen immer reicher werden‘. Kitschig, nicht wahr? Aber was soll nur die Satire – Satire ist viel zu schwach – gegen diesen unerhörten Geldschacher mit seiner widerlichen Verbrämung von Patriotismus, Heldentum sein.

Im Laufe der Frontmonate entwickelte Gustav Sack Anteilnahme am Schicksal der in die große Tragödie verstrickten Massen und übte sich in praktischer Solidarität. Als Gruppenführer eines kleinen Trupps setzte er sich, wo immer er konnte, für seine Untergebenen ein. Seine bevorstehende Beförderung zum Offizier opferte er im Winter 1915, als er sich einem Militärpolizisten lautstark und beleidigend widersetzte, als dieser von ihm eine kompromisslosere, härtere Haltung gegenüber seinen Untergebenen einforderte. Über die Strafe – Arrest und ein Militärgerichtsverfahren – konnte er nur lachen: „Ist es nicht toll, Karl, daß ich auch im Kriege – im Weltkriege – es nicht anders tue als mit Arrest?“

Der Anblick „besäter Leichenfelder“, die Kenntnisnahme unvorstellbarer Verlustzahlen – „360 Mann an einem Tag in den Wurstkesseln“ – so wurden die verlustreichsten Schlachtgebiete bezeichnet – hatten bei Sack zu einer neuen Grundhaltung geführt. Während die Erfahrung der Beliebigkeit des Massentodes bei den Kriegsherren und ihren literarischen Steigbügelhaltern eine bisher ungekannte gleichgültig-zynische Verachtung gegenüber dem Wert menschlichen Lebens bewirkte, vollzog sich bei Sack – sich dabei selbst treu

bleibend – eine entgegengesetzte innere Wandlung. Er wurde zu einem Menschenfreund. In seinen Erzählungen, die ab Frühjahr 1915 auf den Schlachtfeldern und später im Sommer 1916, zurück in der Heimat, in Lippstadt und München entstanden, erklingt ein neuer Tonfall. Seine moralische Anteilnahme an den menschlichen Schicksalen wird in den Texten nun spürbar. Die nietzscheanisch-elitäre Einstellung des Einzelkämpfers weicht einer zarten, einführenden Empathie mit dem Leben einfacher Menschen, für die er bis dahin wenig übrig hatte. Beispielhaft ist die an der Westfront entstandene Meistererzählung *Im Heu*. Geschildert wird eine Inzestbeziehung von einem Bauern zu seiner Tochter. In schwermütig-melancholischen Farben umreißt Sack die Glücksmomente einer nonkonformen Liebe, die Ächtung und Ausgrenzung nach sich zieht. In der Novelle *Der Stromer* schildert er einen alten Vagabunden, „der sein Leben zumeist auf der Landstraße, in Haftzellen oder in Arbeitshäusern verbracht hat [und] wie ein Freiwild gehetzt worden war“ und erst an der Front eine Heimat, Geborgenheit und Anerkennung findet:

Aber es war eben dieses äußerliche Geborgensein nicht allein, was ihn in einem dauernden Wohlbehagen leben ließ, es war insbesondere das Freisein von den seelischen Beklemmungen, unter denen er während des Strolcherdaseins zu leiden hatte; das Außenseiter- und Pariatum war zu Ende.

Die Eindringlichkeit der Darstellung des Verstoßenen, der später zerfetzt in einem Graben endet, deutet darauf hin, dass sich Sack in seinem Schicksal graduell wiedererkannte. Aber er beschränkte sich nicht auf eine magisch-realistische Wirklichkeitserkundung, sondern stieß in neuartige Bereiche der Literatur vor, indem er begann, die Folgen des Weltkrieges für die Überlebenden zu thematisieren. Psychologisch fundiert näherte er sich ihren Erfahrungen. In der Novelle *Der Igelrücken* behandelt er ein Phänomen, welches er in den Lazaretten in Frankreich und Lippstadt beobachtete, und das heute als post-traumatisches Stress-Syndrom bezeichnet wird. Die Geschichte erzählt von einem Soldaten, der, im Kampf verwundet, die achtundzwanzig auf ihn niederregnenden Granaten gezählt hatte und dessen „ganzes Geistesleben“ von diesem Augenblick an wie schockgefroren ist und „von dieser Zahl [und diesem] für ihn entsetzlichen Bild überwuchert“ wird. Ein anderer Protagonist der Erzählung fühlt sich von monströsen Igeln verfolgt – sein letztes Bild vor dem Einschlag der Granate war der Anblick eines zerstörten Bergrückens. Es sind nüchterne Beschreibungen einer verrückten

Wirklichkeit, die er in den Lazaretten studiert hatte.

Im Dezember 1915, nach seiner Beleidigung des Vorgesetzten, hatte sich Sack „auf den Rat des Kriegsrats nervenkrank gemeldet“ und verbrachte das Frühjahr in einem Lazarett in Lippstadt. Lange Tage des Wartens verstrichen, bis er die Möglichkeit hatte, Paula in Hamburg zu besuchen und sie nach eineinhalb Jahren wiederzusehen. Grund waren die bekannten finanziellen Probleme. Am 23. Januar schrieb er: „Karl, wenn wir über mehr Geld verfügten, [würde ich] so schnell wie möglich zu Dir kommen“.

Die Begegnung war kurz, denn Sack musste schon nach zwei Tagen zurück ins Lazarett. Hier begann er neben dem Schreiben der schon thematisierten Novellen das nicht fertiggestellte *Refraktär*-Drama zu überarbeiten. Kurz vor seiner Entlassung musste er sich in Dortmund vor dem Militärgericht für seine Pöbeleien gegen den Militärpolizisten verantworten. Die Sache ging glimpflich aus. „Acht Tage Stubenarrest, die ich auf diesbezügliche Anfrage zu Recht anerkannte“, meldete er Paula noch aus Dortmund. Ein Besuch bei seinen Eltern in Schermbeck schloss sich an: „Aber es ist hier alles fremd, und ich bin schon zu großstädtisch geworden“. Dann ging es nach München zur Garnison, um auf einen neuen Kriegseinsatz zu warten und seine Arreststrafe abzuleisten.

München bekam ihm gut. Er wirkte positiv wie selten zuvor. Erstaunlich schnell gewöhnte er sich an das zivile Leben der Stadt. In den Sommermonaten knüpfte er ganz selbstverständlich an seinen alten Lebensstil an und mischte sich in seiner Freizeit unter die Schriftsteller im Café Stefanie. Wie ein routinierter Literat suchte er nun nach neuen Stoffen: „Ich will ein büschen die Zeitung lesen und über einen ‚Kriegsnovellenstoff‘ nachgrübeln“, beschrieb er Paula seine Abendgestaltung. Zur Höchstform lief er typischerweise in Ausnahmesituationen auf. Während seiner achttägigen Arresthaft verfasste er einige seiner besten Kriegsnovellen. Beschwingt schrieb er an Paula:

Ich habe die Freude, Dir wieder eine kleine, sehr gute Geschichte: *Der Igelrücken* – wieder in ein paar Stunden hingeschrieben – zu überreichen. Die Bilanz dieser ersten sechs Arresttage: *Refraktär* ist fertig (sechs Szenen neu), zwei Novellen und ein Gedicht.

Paula war ganz selbstverständlich zu seiner Agentin aufgestiegen, sie verschickte die fertiggestellten Novellen an literarische Zeitschriften und betrieb ein engagiertes Netzwerk in Sachen Gustav Sack. Er machte Vorschläge, gab Tipps:

Muß unbedingt an den Simplicissimus! Es ist gerade, als wäre es dafür geschrieben. Schreib einen recht auffallenden Brief an die Blase, so daß sie es wenigstens lesen.

Auch die Publikation der Romane war in Arbeit. Paula hatte den berühmten Dichter Richard Dehmel als Förderer von Sack gewonnen, der ihn in einem Empfehlungsschreiben als einen Dichter „aus dem Geschlechte Jean Pauls“ anpries. Sack strotzte in diesen Sommermonaten in München vor Selbstbewusstsein, empfand sich „als ein büschen selbstvergnügt“ und sein Glück wäre perfekt gewesen, wenn er Paula in seiner Nähe gehabt hätte. Doch dem Glück kam eine Rekrutierung nach Rumänien zuvor.

Sack erlebte seinen dritten Kriegsgeburtstag schon in Rumänien und wurde mit einer völlig neuen Kriegsführung, einem beschwerlichen Bewegungskrieg mit tagelangen Fußmärschen konfrontiert. In diesem abenteuerlichen Feldzug, der Sack durch das bergige rumänische Hinterland führte, erkannte der Autor sofort einen „effektuerbaren“ literarischen Stoff. Seine Briefe, die er aus Rumänien an Paula versandte, verstand er als ein Tagebuch und eine Materialsammlung für einen großen Kriegsroman. *In Ketten durch Rumänien* lautete der Arbeitstitel. Sack perfektionierte in diesen Briefen seine realistische Beschreibungskunst.

Am 26.11.1916 schlug Sack, in einem ärmlichen rumänischen Bergdorf rastend, einen Bogen zurück zum Beginn des Krieges. Ein ahnungsvolles und todtrauriges Document Humain:

Als ich heute Morgen aufwachte, lag der Novembernebel dick vor meinem Fenster und verdeckte den Schmutz und Kot des verlassenen, verwüsteten Dorfes und die ganze entsetzliche Trostlosigkeit dieses Krieges. [...] Dann denke ich an meinen Kameraden, den ich nun vor beinahe zwei Jahren im Bois de Favrière begrub. Nun werden ein hoher Eichenhain und sein hübsches Birkenkreuz von dem französischen Durchbruchfeuer zerfetzt und zerstampft sein, vielleicht liegt er wieder ausgeworfen auf bloßer Erde und schneidet dabei sein altes, traurig-kluges Gesicht – er machte in Mystik und Blasiertheit und schwärmte für Stefan George; in der Silvester-nacht 1914 auf 15 aber waren wir beide flaschenbeschwert in den Telefonunterstand gegangen, wo sie auf zwei Gitarren Operettenlieder spielten – feindliche Minierarbeiten. Es wurde Tag, als wir durch die Gräben in unseren Unterstand torkelten, neblig kam das neue Jahr herauf, von dem er nur noch einen halben Monat sehen sollte. Denn wir glaubten damals, wir könnten diesen Krieg nur im Trinken ertragen, aber nun trinke ich schon lange nicht mehr, ich schüt-

tele nicht mehr den Kopf über den Wahnsinn der Welt, ich döse in den Nebel und den Schmutz und lasse beides meine Heimat sein.

Gustav Sack starb wenige Tage später, am 5. Dezember 1916, im Verlauf eines Gefechts in Finta Mare, wo er auch begraben ist.

Die Literatur als Vermächtnis – die öffentliche Würdigung nach dem Tod von Gustav Sack

Die letzten Briefe Sacks aus dem rumänischen Hinterland erreichten Paula erst nach seinem Tod. Verzweifelt auf eine Nachricht wartend schrieb sie an ihn am 4. Dezember, einen Tag vor seinem Tod, ahnungsvoll:

Weißt Du, manchmal, aber nur sehr manchmal – male ich mir, malt sich mir folgendes mit größter Deutlichkeit aus, zumeist wenn ich unterwegs bin: nun kommst Du nach Haus und da liegt ein Brief aus dem Feld mit einer fremden Handschrift: Ich erfülle die traurige Pflicht ... Was würde ich dann tun? Tot umfallen, schreien, an den Wänden hochsteigen, aus dem Fenster springen, 3 Tage meine Tür verschließen oder – zum Mittagessen gehen?? Die Vorstellungen werden schließlich so deutlich, daß ich sie mit Gewalt von mir reißen muß, in dem Augenblick, wo der schreckliche Gedankenbau gekrönt wird durch das plötzliche Auftauchen des schauerlich klaren Bewußtseins: daß das alles sehr wohl möglich ist, tausend, millionenmal so u. ähnlich geschehen ist auf diesem törichten Erdball.

Der Brief erreichte Sack nicht mehr. Mehrere Wochen wartete Paula vergeblich auf eine Antwort von Gustav, bis sie den gefürchteten „Brief aus dem Feld“ mit der Todesnachricht erhielt. Sack sei, berichtete ein Mitsoldat, während eines Feuergefechtes mit rumänischen Einheiten erschossen worden.

Die mutige junge Witwe plante noch im Winter 1917 an den Ort des Geschehens zu reisen, und erst ein Verbotsbrief der obersten militärischen Administration konnte sie von diesem waghalsigen Unternehmen abbringen.

Die besondere Tragik dieses frühen und sinnlosen Todes lag darin, dass er mit der öffentlichen Geburtsstunde des Schriftstellers Gustav Sack zusammenfiel. Ende November, nur wenige Tage vor seinem Tod, hatte sich der literarische Traum, den er im düsteren Winter 1910 hatte, endlich erfüllt. Das Empfehlungsschreiben des Schriftstellers Richard Dehmel an den Fischer-Verlag, in dem dieser Sack als einen „Dichter aus dem Geschlecht Jean Pauls“ und „einen wert-

vollen Zuwachs für Ihren Verlag“ anpries, hatte Erfolg. Der alte Verlagspatriarch Samuel Fischer selbst schaltete sich in die Verhandlungen mit Paula ein und schon im Dezember 1916 war die Drucklegung des „liebsten“ von Sacks literarischen Kindern unter Dach und Fach. Was folgte, war eine große Erfolgsgeschichte: Sack wurde posthum zu einem Star, auf dessen Literatur sich fast alle Zeitgeistgazetten, Kulturzeitschriften und renommierten Autoren einigten. Als der Roman *Ein verbummelter Student* im Sommer 1917 erschien, erfuhr das Buch in den kulturellen Zentren Berlin, Wien und München die höchste Anerkennung. Mehr als 20.000 Exemplare verkaufte der Fischer-Verlag in kurzer Zeit. 1919 erschien der zweite Roman *Ein Namenloser* und schon 1920 folgte eine zweibändige Gesamtausgabe aller Schriften des Schermbecker Dichters. Die überregionalen Feuilletons veröffentlichten Sacks Gedichte und Erzählungen. Innerhalb der ersten Nachkriegsjahre wurden manche mehr als vierzig Mal publiziert. In der fiebrigen Sackschen Romanprosa und im unbestechlichen Realismus der Kriegsnovellen erkannten die Zeitgenossen Sack als großen Analytiker der Krisenepoche. Der namhafte Kulturkritiker Theodor Lessing lobte „die hinterlassenen Werke von Gustav Sack als wichtigste und bedeutendste Dokumente der Gegenwart“ und spekulierte, dass „er einer unserer Besten und Größten geworden“ wäre. Lobeshymnen von so unterschiedlichen Autoren und historischen Gestalten wie dem Weltbühne-Gründer Siegfried Jacobsohn, dem Revolutionär Erich Mühsam, dem Weltliteraten Hermann Hesse, dem Publikumsliebbling Klabund und der nationalkonservativen Gallionsfigur Ernst Jünger folgten. Interessant ist die Tatsache, dass die Hymnen auf Sack aus allen politischen Lagern der Weimarer Republik erklangen. Während linkspazifistische Intellektuelle und Avantgardisten den Autor als einen großen Individualisten und Humanisten verehrten, bewunderten rechtsnationale Intellektuelle wie die Brüder Georg und Ernst Jünger Sacks soldatische Haltung. Der Stahlhelm-Verlag, der publizistische Arm des berüchtigten Frontkämpferbundes, plante 1925, Sack in seiner Buchreihe von Frontkriegsliteratur zu publizieren. Dieses Unterfangen, das auf einem Missverständnis von Sacks Einstellung beruhte, wurde glücklicherweise durch die Inflation verhindert, die, wie die Korrespondenz belegt, den Stahlhelm in finanzielle Schwierigkeiten katapultiert hatte.

Im Nationalsozialismus geriet Sacks Literatur dann wieder in Vergessenheit. Als überzeugte Gegnerin des Nazi-Regimes brachte Paula Sack den Holzkoffer aus Schermbeck, in dem der Nachlass des Dichters verwahrt war, in einem Bank-

schließlich in Sicherheit, und holte ihn erst 1945 – nach dem Ende des „Tausendjährigen Reiches“ wieder hervor. Mit Thomas Mann und Erich Maria Remarque gewann sie bedeutende Fürsprecher für Sacks Werk. Dennoch sollte es bis 1958 dauern, dass der Autor von der „Akademie der Wissenschaften und Künste“ als Vergessener und Verschollener neben Autoren wie Theodor Däubler, Arno Holz, Else Lasker Schüler in den Kanon der deutschen Literatur eingemeindet wurde. Im Zuge der Wiederentdeckung des Expressionismus in den frühen sechziger Jahren rückte Sack endgültig wieder ins Interesse der literarisch interessierten Öffentlichkeit. 1962 erschien eine dickleibige Auswahl von Sacks Schriften im Albert Langen Verlag – in jenem Verlag also, der Sack 1910 durch seine Ablehnung des *Enzian*-Manuskripts beinahe in den Selbstmord getrieben hätte.

Kurz vor ihrem Tod übergab Paula Sack, die sechzig Jahre lang für das literarische Erbe ihres geliebten Mannes gekämpft hatte, den Nachlass an das Deutsche Literaturarchiv in Marbach am Neckar.

* Gustav und Paula Sack nannten einander in ihren Briefen häufig Karl.

